Unabhängige Expertenkommission
Administrative Versorgungen

Commission indépendante d'experts
Internements administratifs

Commissione peritale indipendente
Internamenti amministrativi

FRAGEN ZU GESTERN SIND FRAGEN VON HEUTE

EINBLICKE IN DIE ADMINISTRATIVE VERSORGUNG

VOL. 2 A

Joséphine Métraux, Sofia Bischofberger, Luzian Meier

Chronos Verlag | Éditions Alphil | Edizioni Casagrande

Veröffentlichungen der
Unabhängigen Expertenkommission (UEK)
Administrative Versorgungen – Vol. 2A

Joséphine Métraux, Sofia Bischofberger,
Luzian Meier

FRAGEN ZU GESTERN SIND FRAGEN VON HEUTE

EINBLICKE IN DIE ADMINISTRATIVE VERSORGUNG

Herausgegeben von der Unabhängigen Expertenkommission (UEK)
Administrative Versorgungen

Chronos Verlag | Éditions Alphil | Edizioni Casagrande

EINLEITUNG 8
Joséphine Métraux

WISSENSCHAFTLICHE AUFARBEITUNG ALS TEIL DER REHABILITIERUNG 18
Markus Notter

SECHS QUELLENBEISPIELE AUS DER UEK-FORSCHUNG 42
Sofia Bischofberger

FRAGEN ZU GESTERN SIND FRAGEN VON HEUTE 72

ORDNUNG 75
ARBEIT 89
AUSBILDUNG 105
ARMUT 121
FAMILIE 139
SEXUALITÄT 155
GESUNDHEIT 171

«DIE FREIHEIT IST EIN GELBER HUND» 194
Christine Lötscher

FAZIT – AM TISCH 238
Joséphine Métraux

BILDNACHWEIS 246
AUTORINNEN UND AUTOREN 247

28 ***Drei Dinge über meinen Grossvater***
Eugène
32 ***29 Tage***
Sarah Marie
36 ***Ist doch gleich***
Ed Wige
64 ***5 oder 6 Punkte***
Sarah Marie
82 ***Was ist Ordnung und wo beginnt Unordnung?***
Ed Wige
84 ***Das Klavier***
Eugène
98 ***Sommer- und Herbst-Angebot***
Ed Wige
100 ***Expo 64***
Sarah Marie
112 ***Mein Vater***
Sarah Marie
116 ***Zwei Freunde***
Lisiane Rapin
130 ***Wer definiert die Armutsschwelle?***
Marilou Rytz
134 ***Meine halbe Seite***
Eugène
146 ***Die Sofas***
Lisiane Rapin
150 ***Sie kommen dich holen***
Camille Leyvraz
162 ***Gut machen***
Marilou Rytz
166 ***Wenige Stunden Stolz***
Sarah Marie
180 ***Aufruf an die Bevölkerung***
Lisiane Rapin
184 ***Der Wecker***
Camille Leyvraz
190 ***Warum***
Ed Wige
222 ***Auf der Expo 64 gibt es***
Marilou Rytz
226 ***Ein Mittagssonnenstrahl***
Ed Wige
230 ***Nach Hause***
Marilou Rytz

EINLEITUNG

Joséphine Métraux
Vermittlung UEK

Wir sprechen Sie mit diesen Zeilen direkt an, weil wir es wichtig finden, die auf den nächsten Seiten gedruckten Gedanken mit Ihnen zu teilen. Dieses Buch schafft einen Zugang zu den Forschungsarbeiten der Unabhängigen Expertenkommission (UEK) Administrative Versorgungen. Es thematisiert aber auch allgemeinere Fragen, die einen wichtigen Teil dieser Untersuchungen darstellen. Wir hoffen, dass unsere Überlegungen sich dank Ihnen wieder vom Papier lösen und in Ihrem Umfeld in vielleicht neuer Form Verbreitung finden.

Während dreieinhalb Jahren haben wir im Vermittlungsteam die Forschungsarbeiten der UEK begleitet, dokumentiert und öffentlich gemacht. Warum konnten Frauen, Männer und Jugendliche bis 1981 ohne Gerichtsurteil und ohne eine Straftat begangen zu haben eingesperrt werden? Welche gesellschaftlichen Strukturen, Prozesse und Mechanismen führten zu diesem Umgang mit ihnen? Welche Gesetze bildeten die Grundlage für diese Einweisungen? Welche Personengruppen waren besonders davon betroffen, und wie erlebten sie es, oft jahrelang eingesperrt zu sein? Welche Behörden und Institutionen

spielten dabei eine Rolle? Und wie gehen die von fürsorgerischen Zwangsmassnahmen betroffenen Menschen mit dieser Erfahrung um? Solche und ähnliche Fragen bilden den Kern der UEK-Forschung. In unserer Vermittlungsarbeit haben wir versucht, diesen Kern zu erfassen und die Forschung als Prozess zu beschreiben: als Vorgang, der zu einem bestimmten Zeitpunkt beginnt, auf bereits vorhandenem Wissen aufbaut, Wissen generiert und es in neuem Licht erscheinen lässt. Am Ende des Forschungsprozesses stehen zehn Publikationen, in denen die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der UEK ihre Erkenntnisse gesammelt haben. Diese Bücher stellen einen Zwischenhalt dar, der zukünftigen Forschungen zu ähnlichen Themen eine weitere Grundlage bietet.

Wir sind während unserer Vermittlungsarbeit immer wieder dem Wunsch begegnet, Geschichte solle geschrieben werden, damit die heutige Gesellschaft von der Vergangenheit lernt, damit sich gewisse Dinge heute und in Zukunft nicht wiederholen. Idealerweise ist das so. Doch Geschichte schreiben alleine reicht nicht aus. Damit sich dieser Wunsch erfüllen kann, müssen wir drei weitere Schritte gehen:

Erstens können wir das Wissen über die Vergangenheit zugänglich machen und es so darstellen, dass es für eine breite Öffentlichkeit verständlich und nachvollziehbar ist.

Dazu geben wir unseren Leserinnen und Lesern Werkzeuge in die Hand, die ihnen den Zugang zum Wissen erleichtern. Es reicht nicht aus, wenn wir ihnen die Forschungsresultate präsentieren. Wir möchten ihnen auch erklären, wie die Forscherinnen und Forscher zu ihren Resultaten gekommen sind, mit welchen Materialien und Fragen sie gearbeitet haben. Zum Beispiel können wir zeigen, welche historischen Quellen sie ausgewählt und welche Fragen sie an diese Quellen gestellt haben. Wenn wir daraus herleiten können, dass die noch vorhandenen Quellen kein komplettes Abbild einer vergangenen Realität sind, sondern vielmehr ein Überbleibsel davon, dann wird auch deutlicher, warum die Forschung gewisse Fragen beantworten kann und andere nicht.

Zweitens hilft uns das Wissen über die Vergangenheit, die Gegenwart besser zu verstehen und zu reflektieren.

Die historischen Ereignisse und Zusammenhänge als solche sind wichtig, und gleichzeitig verweisen sie auf übergeordnete Fragen. Der Blick, den wir auf das historische Phänomen werfen, kann sich dadurch verändern. Die Forschungsarbeiten der UEK zeigen etwa, dass verschiedene Faktoren zu einer Internierung führten und dass zum Beispiel Armut ein wichtiger Teil davon war. Wir können nun versuchen, diese Erkenntnis etwas von ihrem historischen Kern zu lösen: Welche Mechanismen lassen sich erkennen und was lehren sie uns, worauf machen sie uns aufmerksam?

Stellen wir uns diese Fragen heute, dann erhalten wir einen kritischeren Blick auf die Gegenwart und auf unseren Umgang mit diesen Fragen.

Bevor wir den dritten Schritt gehen, müssen wir zuerst das «Wir» beschreiben, das wir in dieser Einleitung so oft benutzen. «Wir», das ist vorerst einmal das Vermittlungsteam der UEK. Zum Teil ist es auch die UEK als Ganzes. «Wir», das sind jetzt aber auch Sie, liebe Leserinnen und Leser, das ist unser Umfeld, unsere Gesellschaft. Der dritte Schritt gelingt womöglich nur, wenn die beiden ersten Schritte auch gegangen wurden:

Mit dem dritten Schritt lösen wir uns von der Arbeit der UEK. Es ist der Schritt, den wir alle als Mitglieder einer Gesellschaft tun können, egal welche Rolle wir einnehmen.

Wenn wir erfahren haben, welche Mechanismen in der Vergangenheit zu Ungerechtigkeit und Missständen geführt haben, dann können wir heute darüber reden und auf aktuelle, ähnliche Verhältnisse aufmerksam machen. Wir können kritisch sein und Meinungen hinterfragen. Diese Sensibilisierung erfolgt überall dort, wo wir in Verbindung mit Menschen treten, mit denen wir unsere Gedanken teilen können – am Küchentisch, im Sportverein, in der Bar, an einer öffentlichen Veranstaltung, in der Zeitung, auf einer Reise, in den sozialen Medien. So vielfältig die Gedanken sind, die wir in uns formen, so unterschiedlich sind auch die Kanäle, mit denen wir sie nach aussen tragen können.

Die Forschungsarbeiten der UEK finden Sie in den Bänden 1–10. In der Hand halten Sie die Nummer 2 dieser Reihe. Dieses Buch entstand mit dem Wunsch, die oben beschriebene Annäherung an die Gegenwart zu wagen. Wir haben uns die Freiheit genommen, das Forschungsthema der UEK aus einer dafür geeigneten Flughöhe zu betrachten und uns zu fragen: Wie können wir die Forschung der UEK vermitteln, dabei das Forschungsthema aus einer anderen Perspektive beleuchten und allgemeinere Fragen stellen? Wie können wir in den Forschungsergebnissen Aspekte erkennen, die heute noch relevant sind? Und, schliesslich: Schaffen wir es, Sie zum Nachdenken anzuregen?

«Diese Aufarbeitung muss damit zu tun haben, dass wir frei werden können, wir als Nation aufrecht gehen können. Aber auch wir – ich habe so ein Buckelchen bekommen –, dass wir aufrecht gehen können, bis wir einmal die Flügelchen fassen.»
Erna Eugster

Hinter den Kulissen des Films *Expertengespräche. Administrative Versorgungen und Wege der Rehabilitierung*. Schauen Sie den ganzen Film auf der Website der UEK: www.uek-av.ch/film.

WISSENSCHAFTLICHE AUFARBEITUNG ALS TEIL DER REHABILITIERUNG

Markus Notter
Präsident UEK zur wissenschaftlichen
Aufarbeitung der administrativen Versorgung

Was ist eine administrative Versorgung?

Was ist eine administrative Versorgung? Immer wieder musste ich in den letzten Jahren auf diese Frage eine Antwort geben. Der Sachverhalt ist der breiten Öffentlichkeit nicht bekannt. Das hat auch mit dem deutschsprachigen Begriff «Versorgung» zu tun. Er klingt irgendwie harmlos. Versorgung wird mit Sorge verbunden. Vielleicht denken manche an Verpflegung und Nachschub. «Für unsere nächste Wanderung müssen wir noch die Versorgung organisieren.» Man spricht auch von medizinischer Versorgung. Es schwingt Anteilnahme und Zuwendung mit.

In unserem Zusammenhang heisst versorgen aber schlicht einsperren. Es geht um die Einweisung von Personen in unterschiedliche Anstalten aufgrund des Beschlusses einer Verwaltungsbehörde und meist ohne gerichtliche Überprüfungsmöglichkeit. Deshalb *administrative* Versorgung. Im Französischen und im Italienischen sind die Begriffe präziser. «Internements administratifs» und «internamenti amministrativi» bezeichnen einen staatlich verantworteten Freiheitsentzug. Ist es ein Zufall, dass diese Praxis der Anstaltsinternierung in der deutschsprachigen Schweiz als Versorgung bezeichnet wurde? Der Begriff

in dieser Bedeutung ist gemäss Duden nur in der Schweiz und zum Teil in Österreich gebräuchlich. Er wird aber offensichtlich auch hierzulande in seiner Tragweite nicht verstanden. Was sich hinter diesen administrativen Versorgungen verbirgt, ist weitgehend unbekannt. Die Praxis der fürsorgerischen Zwangsmassnahmen und Fremdplatzierungen wird heute vor allem mit den Verdingkindern identifiziert. Auch ein veralteter Begriff, von dem viele aber eine recht konkrete Vorstellung haben. Das mag damit zusammenhängen, dass das Schicksal von Kindern besonders interessiert, die Praxis der administrativen Versorgung aber ganz unterschiedliche Personen- sowie Altersgruppen betraf und insgesamt viel unübersichtlicher ist. Sicher haben auch die Wanderausstellung *Verdingkinder reden* und der Spielfilm *Der Verdingbub* von Markus Imboden dazu beigetragen. Oft vermag eine künstlerische Illustration unsere Vorstellungskraft viel besser zu wecken als die trockene Geschichtsdarstellung. Das trifft auch auf den Film *Lina* von Michael Schaerer zu, in dem die exemplarische Geschichte einer administrativen Versorgung auf sehr berührende Weise erzählt wird. Um ein historisches Geschehen in all seinen Dimensionen verstehen und sich in die betroffenen Menschen einfühlen zu können, braucht es verschiedene Zugänge. Unsere Kommission hat den Auftrag der *wissenschaftlichen* Aufarbeitung der administrativen Versorgungen und ihrer Bezüge zu anderen fürsorgerischen Zwangsmassnahmen. Wir arbeiten aber nicht exklusiv für eine Fachwelt. Wir wollen unsere Kenntnisse einem breiten Publikum vermitteln und dazu beitragen, dass alle besser verstehen können, weshalb damals dieses heute anerkannte Unrecht vor den Augen der Gesellschaft begangen werden konnte.

Das Schweigen über Unrecht macht eine Gesellschaft gewissenlos und feige.

Markus Notter

Was ist eine «unabhängige Expertenkommission»?

Die Unabhängige Expertenkommission (UEK) Administrative Versorgungen hatte ihre erste rechtliche Grundlage im Bundesgesetz über die Rehabilitierung administrativ versorgter Menschen vom 21. März 2014.[1] Der Anstoss dazu kam 2011 aus dem Parlament. Die Rehabilitierung hat aber eine viel längere und wechselvolle Geschichte. Es waren Einzelne, die eine administrative Versorgung erlitten hatten und die auf ihr Schicksal und das erlittene Unrecht hartnäckig aufmerksam machten. Es dauerte längere Zeit, bis man sie wahr- und auch ernst nahm. Die öffentliche Unterstützung war anfänglich klein. Es brauchte Mut, sich zu exponieren. Die Stigmatisierung wirkt bis in die Gegenwart. Die Erkenntnis, dass die administrative Versorgung Teil einer höchst fragwürdigen Sozialpolitik war, von der Zehntausende betroffen waren, wuchs erst sehr spät. Mit dem erwähnten Bundesgesetz von 2014 wurde erstmals anerkannt, dass denjenigen Menschen Unrecht angetan wurde, die vor 1981 ohne die heute erforderliche Rechtsgrundlage in eine Anstalt, namentlich ohne Strafurteil in eine Strafanstalt, eingewiesen worden sind. Zudem wurde anerkannt, dass die administrativen Versorgungen vielfach in einer Weise vollzogen wurden, die als Unrecht zu betrachten ist. Weiter wurde bestimmt, dass der Bundesrat für eine wissenschaftliche Aufarbeitung zu sorgen habe. Er solle damit eine unabhängige Kommission beauftragen, die aus Expertinnen und Experten verschiedener Fachrichtungen besteht. Die vorberatende Kommission des Nationalrates begründete in ihrem Bericht an das Parlament die Einsetzung eines *unabhängigen* Fachgremiums damit, dass kein Eindruck von Befangenheit entstehen solle. Es könnten ja auch Aufsichtspflichten des Bundes Gegenstand der Untersuchung sein.

Es war nicht das erste Mal, dass das Parlament eine Rehabilitierung beschlossen hat. 2003 wurden Personen, die zur

1 Dieses Gesetz (RS 211.223.12) wurde durch das Bundesgesetz über die Aufarbeitung der fürsorgerischen Zwangsmassnahmen und Fremdplatzierungen vor 1981 (AFZFG) vom 30. September 2016 (SR 211.223.13) ersetzt.

Zeit des Nationalsozialismus verfolgten Menschen zur Flucht verholfen hatten (Flüchtlingshelferinnen und Flüchtlingshelfer) und deshalb bestraft worden waren, rehabilitiert.[2] Und 2009 wurden diejenigen Personen rehabilitiert, die rechtlich zur Verantwortung gezogen worden waren wegen ihres Einsatzes für Freiheit und Demokratie auf der republikanischen Seite im Spanischen Bürgerkrieg.[3] Die Massnahmen waren im Einzelnen unterschiedlich. Das Ziel war aber das Gleiche. Wer von staatlichen Massnahmen betroffen war, die heute als grobes Unrecht angesehen werden, soll von den Behörden eine Rehabilitierung erfahren. Die Diskussionen verliefen dabei durchaus kontrovers. Vor allem wurde argumentiert, man könne nicht Massstäbe von heute für die Beurteilung der Vergangenheit anwenden. Darin liegt in der Tat eine Problematik. Dabei gilt es aber zu unterscheiden. Nicht selten wurden nämlich elementare Grundsätze des Rechtsstaates, die schon damals Geltung hatten, aus opportunistischen, machtpolitischen oder anderen Gründen missachtet. Manchmal ist das damals von mutigen Zeitgenossinnen und Zeitgenossen auch angeprangert worden. Nur weil ein Verhalten in der Vergangenheit oft praktiziert wurde und nur wenige widersprachen, kann es nicht ohne Weiteres als rechtmässig gelten. Wenn es schon damals als unrechtmässig hätte gelten sollen, darf es heute keine Wirkungen mehr entfalten. Wenn aber staatliches Handeln, das nach damaligen Massstäben rechtmässig gewesen sein sollte, sich erst nach heute geltenden Massstäben als grundrechtswidrig erweist, müssen seine Wirkungen gleichwohl so weit wie möglich beseitigt werden, wenn nach wie vor Menschen davon betroffen sind. Der heutige Rechtsstaat darf Grundrechtsverletzungen nicht fortwirken lassen. Die Rehabilitierung ist in beiden Fällen rechtsstaatlich geboten.

2 Bundesgesetz über die Aufhebung von Strafurteilen gegen Flüchtlingshelfer zur Zeit des Nationalsozialismus vom 20. Juni 2003 (SR 371).
3 Bundesgesetz über die Rehabilitierung der Freiwilligen im Spanischen Bürgerkrieg vom 20. März 2009 (SR 321.1).

Die wissenschaftliche Untersuchung der UEK ist Teil dieser Rehabilitierung. Der Untersuchungsschwerpunkt soll auf der Geschichte der administrativen Versorgungen, auf der Auseinandersetzung mit der Perspektive von Betroffenen und Opfern sowie auf der Analyse staatlicher Interventionen und behördlichen Handelns liegen. Die UEK soll dabei insbesondere auch die Bezüge zu allen anderen fürsorgerischen Zwangsmassnahmen und Fremdplatzierungen vor 1981 berücksichtigen.[4] Schon einmal wurde zur Untersuchung von Sachverhalten der Zeitgeschichte eine unabhängige Expertenkommission eingesetzt. Es ging dabei um das Verhältnis Schweiz – Zweiter Weltkrieg. 1995, im Nachgang der 50-Jahr-Feiern zum Gedenken an das Ende des Zweiten Weltkriegs, kam die Schweiz zunehmend unter Druck im Zusammenhang mit nachrichtenlosen Vermögen von Opfern des Nationalsozialismus, die nach wie vor in der Schweiz vermutet wurden. Zur umfassenden Aufarbeitung dieser Sachverhalte erliess das Parlament 1996 einen Bundesbeschluss, der unter anderem die Einsetzung einer unabhängigen Expertenkommission vorsah.[5] Die Unabhängige Expertenkommission (UEK) Schweiz – Zweiter Weltkrieg (später nach ihrem Präsidenten Bergier-Kommission genannt) erarbeitete zahlreiche Einzelstudien und lieferte im März 2002 ihren Schlussbericht ab. Nach Umfang, Ressourcen und nationaler wie internationaler Aufmerksamkeit war die erste UEK ein wesentlich grösseres Projekt.

Der wissenschaftlichen Aufarbeitung von Sachverhalten der Zeitgeschichte durch staatlich eingesetzte Gremien wird oft Skepsis entgegengebracht. Man befürchtet, solche «staatliche Auftragsforschung» sei interessengeleitet und erhebe einen Wahrheitsanspruch, der im Widerspruch zur Forschungs- und

4 Verfügung des Schweizerischen Bundesrates über die Einsetzung der unabhängigen Expertenkommission zur wissenschaftlichen Aufarbeitung der administrativen Versorgungen vom 5. November 2014.

5 Bundesbeschluss betreffend die historische und rechtliche Untersuchung des Schicksals der infolge der nationalsozialistischen Herrschaft in die Schweiz gelangten Vermögenswerte vom 13. Dezember 1996 (AS 1996 3487).

Wissenschaftsfreiheit stehe. Der Einwand scheint mir in beiden UEK-Fällen unbegründet. Es handelte sich beide Male um Sachverhalte, die relevant sind für das gegenwärtige staatliche Handeln, insbesondere das Verhalten gegenüber Menschen, die von staatlichem Unrecht betroffen sind. Es ist durchaus üblich und sogar geboten, Sachverhalte, die für das staatliche Handeln relevant sind, wissenschaftlich abklären zu lassen. Das gilt für die Klima- oder Energiepolitik genauso wie für Fragen der Rechts- oder Wirtschaftspolitik. Dass solche wissenschaftlichen Untersuchungen aufgrund ihrer langen Dauer für konkrete politische Entscheidungen oft zu spät kommen, ist ein hingegen berechtigter Einwand. Immerhin wird er insofern relativiert, als getroffene Massnahmen im Nachhinein an den Untersuchungsergebnissen gemessen und allenfalls korrigiert werden können.

Wie dient die wissenschaftliche Aufarbeitung der Rehabilitierung?

Die Arbeit der UEK muss einerseits nach wissenschaftlichen Kriterien erfolgen. Das heisst etwa, unsere Aussagen müssen für Aussenstehende nachvollziehbar und überprüfbar sein. Die Fragestellungen, denen wir nachgehen, müssen klar formuliert und gegliedert werden. Wir müssen die Begriffe, die wir verwenden, hinreichend klären und die Quellen bestimmen und einordnen. Unsere Untersuchungsmethoden müssen wir beschreiben, und die Darstellungsformen sind passend auszuwählen.

Die wissenschaftliche Aufarbeitung dient aber gleichzeitig der Rehabilitierung in vierfacher Weise durch

anerkennen,
indem wir sagen, was war,
erklären,
indem wir sagen, weshalb es war,

verbreiten,
indem wir es denen sagen, die es nicht wissen,
vorbeugen,
indem wir sagen, auf was es auch künftig ankommt.

Warum unsere Arbeit nicht fertig ist

Mit ihren Berichten und Publikationen schliesst die UEK ihre Arbeiten ab. Die Arbeit ist damit aber noch lange nicht fertig. Die UEK ist Teil eines grösseren Ganzen. Ich denke an die Vorkämpferinnen und Vorkämpfer der Rehabilitierung, vor allem aus dem Kreis der Betroffenen und Opfer. Ich denke an die Arbeiten des Runden Tisches und des Delegierten für Opfer fürsorgerischer Zwangsmassnahmen.[6] Ich denke an das Nationale Forschungsprogramm «Fürsorge und Zwang – Geschichte, Gegenwart, Zukunft» (NFP 76) und an die zuständige Behörde für den Vollzug des Bundesgesetzes über die Aufarbeitung der fürsorgerischen Zwangsmassnahmen und Fremdplatzierungen.

Es geht am Schluss aber nicht um Berichte, Medienmitteilungen oder gedruckte Bücher. Es geht darum, dass dieses Kapitel unserer Geschichte und die davon besonders betroffenen Menschen von möglichst vielen besser verstanden werden. Und vor allem geht es darum, dass wir verstehen, was es heisst, wenn Menschen in ihren elementaren Rechten verletzt werden. Nicht im Verborgenen, sondern vor den Augen der Gesellschaft, weil es als zulässig gilt. Es geht darum, dass wir besser verstehen, wie Ausgrenzung und Ächtung zu Entrechtung führen kann. Und dass das Schweigen über Unrecht eine Gesellschaft gewissenlos und feige macht, indem jedermann, der an der Ausgrenzung nicht teilnimmt, weil sein Gewissen es ihm verbietet, sich selber der Ausgrenzung aussetzt.[7]

6 Delegierter für Opfer von fürsorgerischen Zwangsmassnahmen, www.fuersorgerischezwangsmassnahmen.ch/index.html, konsultiert am 30. 8. 2018.
7 So Max Frisch in seiner Rede zum Friedenspreis des Deutschen Buchhandels 1976.

PERSPEKTIVEN-WECHSEL

Von Februar bis Mai 2018 haben Studentinnen des Schweizerischen Literaturinstituts literarische Texte über die administrative Versorgung verfasst: Briefe, Dialoge, Erzählungen, Zeugnisse, Gedichte …
Das Schreibatelier leitete Eugène Meiltz, Schriftsteller und Dozent am Schweizerischen Literaturinstitut.
Die Originaltexte sind französisch. Sie wurden von Christoph Roeber auf Deutsch übersetzt.

DREI DINGE ÜBER MEINEN GROSSVATER

Eugène

Metallbetten in Reih und Glied wie kleine Soldaten. Überzogen mit derselben Decke. Die Farbe werde ich nie erfahren, denn es ist ein Schwarz-Weiss-Foto. Neben jedem Lattenrost ein hölzerner Nachttisch, nicht abschliessbar, versteht sich.
Diesen riesigen Raum von der Grösse eines Stalles heizen mindestens vier Heizkörper; sicher noch mehr, doch die sind auf dem Foto nicht zu sehen. Der Lichteinfall ist grosszügig: Links gibt es grosse, offene Fenster und rechts Rahmenfenster mit kleinen Klappluken. Die Botschaft ist deutlich: Hier ist nur die Luft frei.

Mein Grossvater hat fünf Jahre lang in einem dieser Betten geschlafen. Ich weiss natürlich nicht, in welchem. Das am Ende der ersten Reihe? Das dritte Bett der zweiten Reihe? Oder gar eines, das nicht im Bild ist? Das wäre die Höhe: Das wenige, das ich über meinen Grossvater weiss, ist nicht im Bild!
Drei (oder vier?) winzige Lampen fordern die Dunkelheit heraus. Ich stelle mir den Aufseher vor, wie er, die Augen auf seine Uhr geheftet, um Punkt 21.30 Uhr brüllt: «Licht aus!» Herr über Leben und Tod des Lichts zu sein, das muss dem Aufseher Freude machen. Um 5.45 Uhr dann schaltet der Aufseher die Lichter wieder an und verteilt sogleich eine oder zwei freundschaftliche Beschimpfungen: «Aufstehen, Larvenbande! Hoch mit euch, sabbernder Haufen!» Ich stelle mir vor, wie mein Grossvater eifrig im Duschraum hantiert, seine Hungerhakenuniform anlegt und in Erwartung des Appells strammsteht wie ein Lineal.
Und schon beginnt der Tag auf den Feldern. Kartoffeln ernten, Zuckerrüben einladen, Zäune ausbessern. Nach der Mittagspause geht man die Kühe füttern und den Obstgarten giessen. Bellechasse, das sind 700 Hektar!

Ich stelle mir vor, wie Grossvater Marcel in seinem Bett liegt. Sich fragend, ob er diesen so schön durchgelüfteten, taghellen und reinlichen Raum wohl eines Tages würde verlassen dürfen. Denn reinlich ist es! Kein Schnipselchen liegt da auf dem Boden herum. Keine persönlichen Gegenstände, kein Buch auf den Nachttischen. Ordentliche Sauberkeit bis zum Erbrechen!
Von meinem Grossvater weiss ich fast nichts. Sechseinhalb Jahre hat er in Bellechasse verbracht. Nachdem er freikam, verliert sich seine Spur. Vielleicht ausgewandert, damit ihn die Gendarmen nicht wieder ins Gefängnis stecken wegen Landstreicherei und Trunkenheit? Oder nur ein anderer Kanton? Oder einfach in einer Felsschlucht krepiert, die Adern übervoll von seinem geliebten Rotwein? Niemand wird es je erfahren.
Ausserdem weiss ich noch, dass die Eidgenossenschaft ihn um Verzeihung gebeten hat. Kommt ja nicht alle Tage vor, dass der Staat sich entschuldigt. Ist sogar ziemlich selten. Das kostet ja, so eine Entschuldigung. Finanzielle Entschädigungen für die Opfer oder die Familien der Opfer erwägen, eine Kommission von Historikern zur Aufarbeitung ins Leben rufen, Räume

bezahlen, Gehälter, Publikationen. Unrecht zu haben ist schon ein teurer Spass.
Bevor er wegen Trunkenheit ins Gefängnis kam, hatte mein Grossvater noch Zeit, ein Kind zu machen. Matthieu. Meinen Vater. Der nie über seinen Vater sprach. An dem Tag, da die Eidgenossenschaft um Verzeihung bat, sass ich zufällig zu Hause. Wie immer war beim Essen der Fernseher an.
Der Nachrichtensprecher sprach das Thema an und da sah ich meinen Vater plötzlich in Tränen. Mein Blick wanderte vom Bildschirm zu meinem Vater und wieder zurück. Dann ist Papa rausgegangen auf den Balkon, sich eine Zigarette anzünden. Ich bin ihm nachgegangen. «Dein Grossvater Marcel war eine Zeit lang in Bellechasse.» Das war's. Das war beachtlich.
Im Grunde weiss ich über meinen Grossvater drei Dinge: Wird er erwähnt, weint mein Vater womöglich in seine Suppe.

Eine Fotografie eines Schlafsaals, auf der einige Dutzend Betten abgebildet sind, diente als Inspiration für diesen Text, siehe Abbildung auf Seite 41 dieses Buchs. Weitere Informationen dazu auf www.uek-av.ch/schlafsaal.

29 TAGE

Sarah Marie

Das Heimkommen von der Arbeit, tägliche Zwischenzeit in Bus und Bahn: Man liest die neuesten E-Mails; beantwortet die, für die man noch keine Zeit hatte; Anrufe; ein Notfall; den Kopf einfach anderswo haben, manchmal gegen eine Scheibe, manchmal über dem Display. Es hängt davon ab, wie voll die Strassenbahn ist, wann man sich auf den Weg macht; von den Kollegen; auch vom Glück, denn fürs Lesen sitzt man lieber. Vor allem an diesem 2. März 2018.
Um 17.19 Uhr geht Laurent los, er hat seiner Frau versprochen, für Kaffee und Kuchen zu Hause zu sein. Bei der Arbeit liess er

es sich nicht nehmen, alles fertig zu machen, gegessen hat er nach dem Frühstück auch nicht mehr – keine gute Entscheidung. Er macht sich so früh auf den Weg, dass er einen Platz in Fahrtrichtung bekommt, im Viererabteil sogar, wo er die Beine ausstrecken kann.
Laurent fühlt sich leicht: Zur Abwechslung hat er nichts in seinem Büro vergessen, muss auch seinem Computer nicht beim ewigen Laden zusehen, ja nicht einmal auf einen Anruf warten, der ohnehin nicht kommt. Diesmal hat er Stopp gesagt. Laurent schaut nach draussen, im Frühling könnte er mit dem Rad zur Arbeit fahren. Dann holt er sein Smartphone aus der Manteltasche, der Winter hat seine Koffer noch nicht gepackt. Seine Finger öffnen automatisch die Zeitung, die App liegt rot, quadratisch, gut platziert auf seinem Homebildschirm. Eine Reihe Überschriften, Bilder; Laurent schenkt ihnen kaum Aufmerksamkeit: wieder eine falsche Entscheidung, weil er ja noch andere lesen kann, es gibt so viele Artikel. Nein, Laurent scrollt weiter, seine Finger lassen die Überschriften vorüberziehen. Wenn überhaupt, hält er nur für eine Schlagzeile oder ein

Bild an. Dann wählen seine Finger die Lektüre für ihn: Enfants placés: «Tout formalisme serait injuste.»
Da halten seine Finger inne, seine Augen übernehmen wieder und überfliegen die Worte; dédommagement, délai supplémentaire, contribution de solidarité, victimes, 20 000 Francs. Er liest einmal, zweimal, dreimal und die Haltestellenansage ist verschwunden. 31 mars 2018. 31. März 2018. 29 jours. 29 Tage. 29 TAGE. Und das Foto drängt sich ihm ins Bewusstsein, diese Bänke voller Kinder, und Erinnerungen kommen hoch. Die gewachste Tischdecke, die Teetassen, die Brotscheiben, die Schokolade. 29 Tage. Laurent liest den Artikel nochmal.
29 Tage. Hebt den Kopf. 29 Tage. Warte kurz. Und sein Halt ist schon fern. 29 Tage. Verstaut sein Telefon. In seinem Kopf, alles dreht sich. Nimmt seine Aktentasche. Drückt den Haltewunsch. Steht auf. Verliert das Gleichgewicht. Sein Kopf dreht. Stützt sich an der Tür ab. 29 Tage. Da hält die Strassenbahn schon an, Laurent steigt aus.
Auf dem Weg, ein Umweg, Laurent desorientiert, weiss nicht, wo er hinblicken soll. Er kommt an einer alten Frau vorbei, rempelt sie beinahe an, entschuldigt sich. Kommt an einem Nachbarn

vorbei, grüsst mit der Hand, bevor er den Irrtum bemerkt. Biegt in seine Strasse ein, gleich ist er da. Stösst die Haustür auf.
29 Tage. Seine Frau und seine drei Kinder sitzen schon rings um den Tisch, der Duft von Apfelkrapfen erfüllt den Raum. Die Zwillinge werfen sich auf ihn und seine Tochter, ordentlich sitzend, lächelt ihn an.
«Komm, setz dich, es ist schon alles bereit. Wir haben auf dich gewartet.»

Nach der Lektüre eines Artikels in der Zeitung *Le Temps* fragte ich mich, wie eine betroffene Person in den ersten fünf oder zehn Minuten nach dieser Lektüre reagieren könnte und wie man dieses Schwindelgefühl schriftlich wiedergeben kann: www.bit.ly/letemps2018.

IST DOCH GLEICH

Ed Wige

1. *eine einsperrungskaskade:*
   das dorf, die leute, die familie, ausgestossene worte oder gedanken,
   die blicke der leute und die familienehre, die verordnung, dieses
   gebäude, diese gitterstäbe, dieses bett, dieser körper, dieser kopf, diese
   gedanken – eingesperrt
   und dennoch glaube ich zu treiben
2. *wer der freiheit hinter trennwänden nachsinnen will,*
   braucht viel vorstellungsvermögen
3. *ein schuldiger, ein unschuldiger*
   ein unschuldiger schuldiger
   die worte haben hier nicht mehr dasselbe gewicht

4. *es gibt mich*
   es gibt diese anderen
   zwischen beiden eine überwindliche kluft
   und doch sind die anderen ich geworden
5. *ich erinnere mich nicht mehr an alles*
   doch dieses alles, ich spüre es
6. *denken fügt ihrer gesundheit erheblichen schaden zu*
   träumen macht krank
   fühlen verursacht geschwüre

   der einzige ausweg ist tun und gehorchen

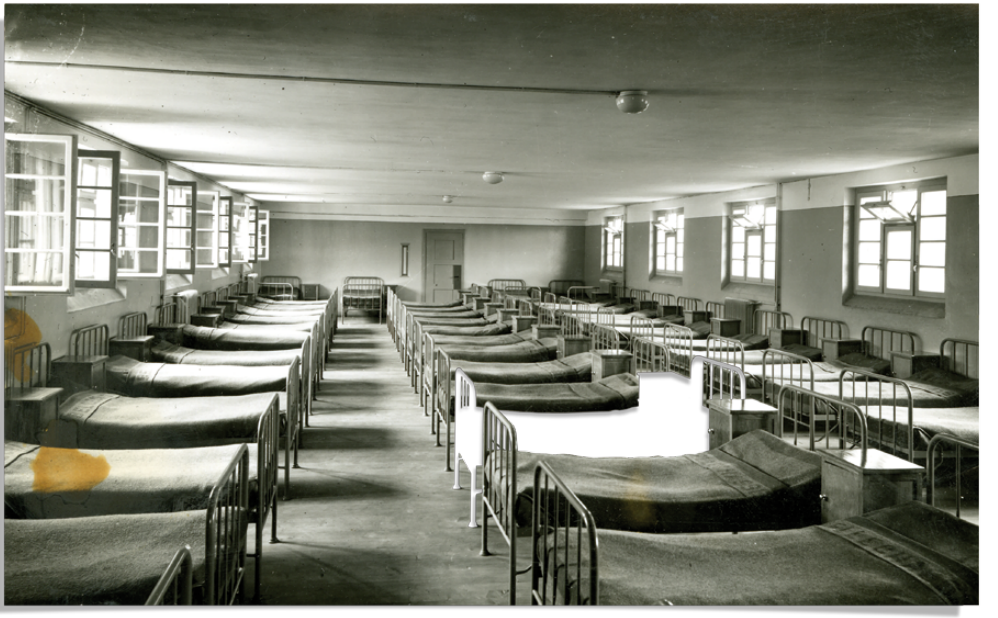
7. *er bereut, beurteilt sich selbst und würden die dämonen sterben –*
   vergangen ist vergangenheit, versichert er

Dieser Text ist inspiriert von der Sendung *Temps Présent* vom 10. März 2011 auf RTS mit dem Titel «Les barreaux de la honte»: www.bit.ly/tempspresent2011.

Schulheim der Stiftung «Gott hilft», Zizers | Sergio Devecchi

Hinter den Kulissen des Films *Expertengespräche. Administrative Versorgungen und Wege der Rehabilitierung*. Schauen Sie den ganzen Film auf der Website der UEK: www.uek-av.ch/film.

«Das ist auch von der Politik aus gekommen, die UEK, die Forschungen, die jetzt laufen, auf Bundes- und auf kantonaler Ebene. Und ich finde, das ist gut, wenn das so weiterläuft, und wenn die Forschungen dazu beitragen können, das Verständnis oder das Bewusstsein zu wecken, warum etwas passiert ist, dann sind wir auf dem guten Weg.»
Sergio Devecchi



SECHS QUELLEN-BEISPIELE AUS DER UEK-FORSCHUNG

Sofia Bischofberger
Wissenschaftliche Mitarbeiterin
Vermittlung UEK

Welche Dokumente zeigen auf, wie die Gesetze zur administrativen Versorgung von Männern, Frauen und Jugendlichen zustande kamen? Wo kann man nachlesen, mit welchen Begründungen die Behörden in den einzelnen Fällen einen solchen Freiheitsentzug rechtfertigten? Welche Zeugnisse weisen auf die Lebens- und Arbeitsbedingungen hin, mit denen die in Anstalten eingesperrten Personen konfrontiert waren?

Zeitungen, Briefe, mündliche Erzählungen, administrative Dokumente oder Fotografien – historische Quellen sind das Rohmaterial der UEK-Forschung. Zusammen mit dem aktuellen Forschungsstand bilden sie die Grundlage, auf der die Forscherinnen und Forscher ihre Erkenntnisse und Deutungen über die administrativen Versorgungen vor 1981 in der Schweiz aufgebaut haben. In Staats- und Gemeindearchiven, in diversen Spezialarchiven, im Schweizerischen Bundesarchiv, in Privatarchiven und in Bibliotheken haben sie nach historischen Dokumenten gesucht, die für die Beantwortung ihrer Forschungsfragen auf-

schlussreich sind. Hinzu kommen die persönlichen Erinnerungen von Zeitzeuginnen und Zeitzeugen, die ebenfalls Einsicht in die Vergangenheit geben und die die UEK für die wissenschaftliche Untersuchung in Form von mündlichen Interviews gesammelt hat.

Im Laufe der Recherchen haben die Forscherinnen und Forscher auf der Website der UEK regelmässig Quellenbeispiele aus ihrer Arbeit präsentiert. Diese kleine Quellensammlung gibt eine Vorstellung davon, mit welchen Quellentypen die UEK gearbeitet hat, auf welche spezifischen Fragen die einzelnen Dokumente eine Antwort geben – beziehungsweise auf welche nicht – und für welche weiterführenden Forschungsfragen sie schliesslich von Interesse sind. Sechs Beispiele aus dieser Sammlung gewähren einen Einblick in die Arbeit der UEK und ermöglichen einen *Tour d'Horizon* durch die verschiedenen Forschungsbereiche:

1

Volksblatt aus dem Bezirk Affoltern (ZH), 1925

2

Anhörungsprotokoll des Bezirksamts Schwyz, 1966

3

Schautafel der Arbeits- und Strafanstalt Hindelbank, 1928

4

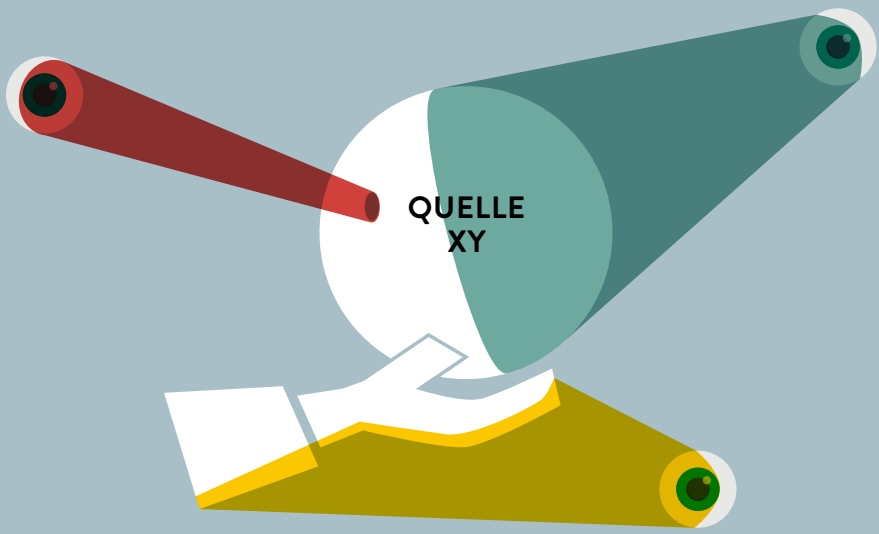
«Schmuggelbrief» einer administrativ versorgten Person, 1927

5

Ausschnitt aus einem Interviewtranskript der UEK, 2016

6

Anstalten des Straf- und Massnahmenvollzugs, 1954



Wie funktioniert die Quellenanalyse?
Eine schematische Darstellung finden Sie auf der Website der UEK:
www.uek-av.ch/quellenanalyse

Im Mai 1925 entschied die Stimmbevölkerung des Kantons Zürich über die Einführung eines neuen Versorgungsgesetzes. «Wer gesund ist, soll arbeiten!» – mit dieser Parole warb ein Inserat in einer Regionalzeitung für das Gesetz. Unterzeichnet ist der Aufruf mit «Arbeitsame Bürger»; wer die Personen sind, die dahinterstehen, ist nicht bekannt. Dafür geht aus dem Text deutlich hervor, welchen Grund die Inserenten für die Annahme der Gesetzesvorlage anführen: Ihr Hauptargument betrifft die Arbeitsmoral, die sie mit einer bürgerlichen «Pflicht» gleichsetzen. Sie behaupten, dass einige Menschen in der Schweiz – die Inserenten bezeichnen sie als «Landstreicher, Vagabunden, Trinker und andere Tagediebe» – sich vor dem Arbeiten drückten. Ihrer Meinung nach sollten diese «nicht pflichtbewussten Bürger» in Anstalten «gebessert» werden oder «nützliche» Zwangsarbeit leisten.

» Lesen Sie mehr über die Legitimierung und Delegitimierung sowie die Rechtsgrundlagen der administrativen Versorgung im **Band 3** der UEK «

Diese Quelle ist ein Beispiel dafür, wie sich eine politische Gruppe öffentlich am Abstimmungskampf um das Zürcher Versorgungsgesetz beteiligte. Sie zeigt auf, mit welchen Begründungen die administrative Versorgung gefordert und gerechtfertigt wurde. Gleichzeitig stellen sich weitere Fragen: Welche anderen Gruppen, Verbände oder Einzelpersonen nahmen ebenfalls zum neuen Gesetz Stellung? Mobilisierten sich auch Gegner? Falls ja: Wer waren sie und welche Argumente führten sie ins Feld? Und wie verliefen die politischen Diskussionen um das Versorgungsgesetz im Parlament?

In der Abstimmung setzte sich der Standpunkt der Inserenten durch. Das «Gesetz über die Versorgung von Jugendlichen, Verwahrlosten und Gewohnheitstrinkern» wurde angenommen und blieb bis 1981 in Kraft.

Wer gesund ist, soll arbeiten!

Landstreicher, Vagabunden, Trinker und andere Tagediebe wollen sich dieser Pflicht entziehen. Das am Sonntag zur Abstimmung gelangende

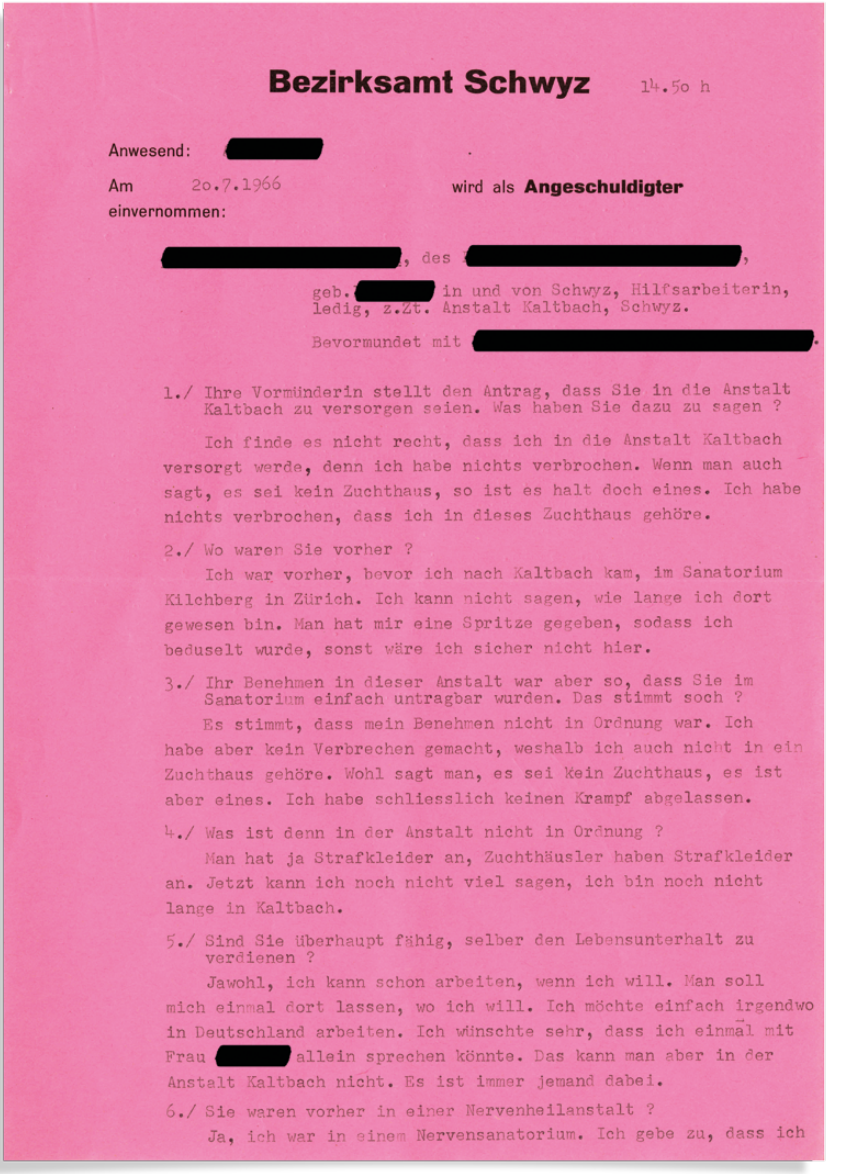
Zwangsversorgungs-Gesetz

ermöglicht, diese Leute entweder durch Unterbringung in Anstalten zu bessern, oder falls dies nicht mehr möglich ist, in einer Verwahrungsanstalt zu zwingen, nützliche Arbeit zu leisten. Stimmt deshalb mit

Ja!

Arbeitsame Bürger.

1 o. A., «Wer gesund ist, soll arbeiten!», in: Volksblatt aus dem Bezirk Affoltern, Nr. 57, 23. Mai 1925.
Staatsarchiv Zürich, III AAe 5: 31.
Eine von Sybille Knecht verfasste ausführliche Beschreibung dieses Zeitungsinserats finden Sie auf der Website der UEK: www.uek-av.ch/inserat.



Bezirksamt Schwyz 14.5o h

Anwesend: [redacted]

Am 2o.7.1966 wird als **Angeschuldigter** einvernommen:

[redacted], des [redacted],

geb. [redacted] in und von Schwyz, Hilfsarbeiterin, ledig, z.Zt. Anstalt Kaltbach, Schwyz.

Bevormundet mit [redacted].

1./ Ihre Vormünderin stellt den Antrag, dass Sie in die Anstalt Kaltbach zu versorgen seien. Was haben Sie dazu zu sagen ?

Ich finde es nicht recht, dass ich in die Anstalt Kaltbach versorgt werde, denn ich habe nichts verbrochen. Wenn man auch sagt, es sei kein Zuchthaus, so ist es halt doch eines. Ich habe nichts verbrochen, dass ich in dieses Zuchthaus gehöre.

2./ Wo waren Sie vorher ?

Ich war vorher, bevor ich nach Kaltbach kam, im Sanatorium Kilchberg in Zürich. Ich kann nicht sagen, wie lange ich dort gewesen bin. Man hat mir eine Spritze gegeben, sodass ich beduselt wurde, sonst wäre ich sicher nicht hier.

3./ Ihr Benehmen in dieser Anstalt war aber so, dass Sie im Sanatorium einfach untragbar wurden. Das stimmt soch ?

Es stimmt, dass mein Benehmen nicht in Ordnung war. Ich habe aber kein Verbrechen gemacht, weshalb ich auch nicht in ein Zuchthaus gehöre. Wohl sagt man, es sei kein Zuchthaus, es ist aber eines. Ich habe schliesslich keinen Krampf abgelassen.

4./ Was ist denn in der Anstalt nicht in Ordnung ?

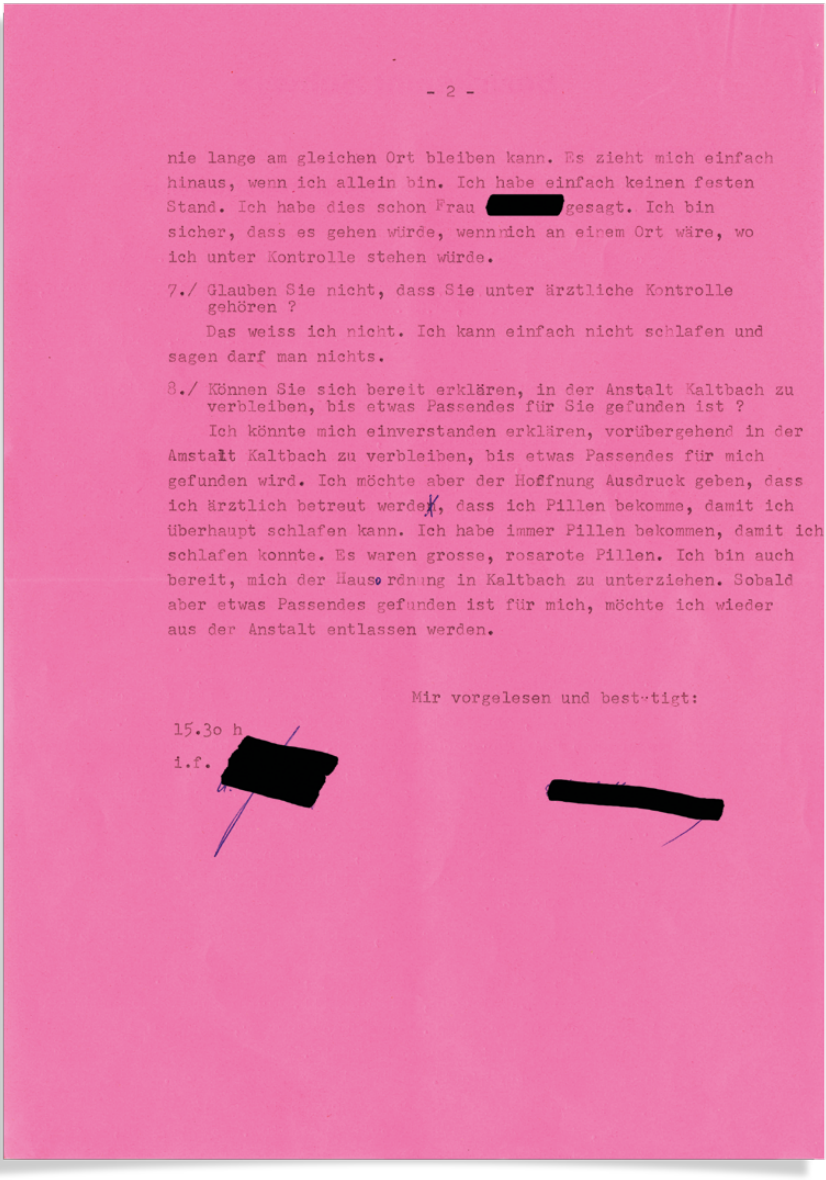
Man hat ja Strafkleider an, Zuchthäusler haben Strafkleider an. Jetzt kann ich noch nicht viel sagen, ich bin noch nicht lange in Kaltbach.

5./ Sind Sie überhaupt fähig, selber den Lebensunterhalt zu verdienen ?

Jawohl, ich kann schon arbeiten, wenn ich will. Man soll mich einmal dort lassen, wo ich will. Ich möchte einfach irgendwo in Deutschland arbeiten. Ich wünschte sehr, dass ich einmal mit Frau [redacted] allein sprechen könnte. Das kann man aber in der Anstalt Kaltbach nicht. Es ist immer jemand dabei.

6./ Sie waren vorher in einer Nervenheilanstalt ?

Ja, ich war in einem Nervensanatorium. Ich gebe zu, dass ich



- 2 -

nie lange am gleichen Ort bleiben kann. Es zieht mich einfach hinaus, wenn ich allein bin. Ich habe einfach keinen festen Stand. Ich habe dies schon Frau [redacted] gesagt. Ich bin sicher, dass es gehen würde, wenn ich an einem Ort wäre, wo ich unter Kontrolle stehen würde.

7./ Glauben Sie nicht, dass Sie unter ärztliche Kontrolle gehören ?

Das weiss ich nicht. Ich kann einfach nicht schlafen und sagen darf man nichts.

8./ Können Sie sich bereit erklären, in der Anstalt Kaltbach zu verbleiben, bis etwas Passendes für Sie gefunden ist ?

Ich könnte mich einverstanden erklären, vorübergehend in der Amstalt Kaltbach zu verbleiben, bis etwas Passendes für mich gefunden wird. Ich möchte aber der Hoffnung Ausdruck geben, dass ich ärztlich betreut werde, dass ich Pillen bekomme, damit ich überhaupt schlafen kann. Ich habe immer Pillen bekommen, damit ich schlafen konnte. Es waren grosse, rosarote Pillen. Ich bin auch bereit, mich der Hausordnung in Kaltbach zu unterziehen. Sobald aber etwas Passendes gefunden ist für mich, möchte ich wieder aus der Anstalt entlassen werden.

Mir vorgelesen und bestätigt:

15.30 h

i.f. [redacted]

[redacted]

2 Anhörungsprotokoll des Bezirksamts Schwyz, Sommer 1966.
Staatsarchiv des Kantons Schwyz, Akten 3, 1, 861.170, RRB 2338.
Um die Identität der von diesem Entscheid betroffenen Person zu schützen, wurden gewisse persönliche Daten für die Veröffentlichung geschwärzt.
Eine von Flavia Grossmann verfasste ausführliche Beschreibung dieses Anhörungsprotokolls finden Sie auf der Website der UEK: www.uek-av.ch/anhoerung.

Gesellschaftliche und politische Debatten über Arbeit, Gesundheit und Armut bildeten den Hintergrund, vor dem die rechtlichen Voraussetzungen für die administrative Internierung von Frauen, Männern und Jugendlichen entstanden. In den Schweizer Kantonen existierten unterschiedliche Gesetze, die einen solchen Freiheitsentzug vorsahen. Um die verschiedenen kantonalen Verfahren nachzuvollziehen, hat die UEK einzelne Gesetzestexte und ihre Anwendung genauer untersucht.

» Lesen Sie mehr über die Versorgungsverfahren und die Behördenpraxis der administrativen Versorgung im **Band 7** der UEK «

Die Gesetze, die die administrativen Versorgungen regelten, enthalten Artikel, die von den Gründen für eine Einweisung über deren Dauer bis hin zu den Bedingungen für eine Entlassung reichen. Das kantonale «Gesetz über die Errichtung einer Zwangsarbeitsanstalt für den Kanton Schwyz» von 1896 hält zum Beispiel fest, dass jede Person vor einer Internierung in der Anstalt Kaltbach angehört werden musste. Wie eine solche Anhörung ablief oder zumindest wie sie dokumentiert wurde, zeigt ein Protokoll vom Sommer 1966.

Das Bezirksamt der Gemeinde Schwyz befragte eine Person über ihren bisherigen Lebensweg und über die bevorstehende Einweisung nach Kaltbach. Mit Schreibmaschine protokollierte die Behörde die acht Fragen und Antworten der vierzig Minuten dauernden Anhörung. Die Quelle gibt somit nicht nur Aufschluss darüber, ob und wie die gesetzlich vorgeschriebene Anhörung durchgeführt wurde. Durch die notierten Antworten überliefert sie auch den Standpunkt der betroffenen Person und wie diese die Massnahme beurteilte – allerdings muss man sich stets bewusst sein, dass womöglich nicht alles Gesagte auch genauso auf dem Papier wiedergegeben wurde. In dieser Anhörung von 1966 sprach sich die angehörte Person über die Ungerechtigkeit ihrer Einweisung aus: «Ich finde es nicht recht, dass ich in die Anstalt Kaltbach versorgt werde, denn ich habe

nichts verbrochen.» Doch die Person hatte kaum Einfluss auf den Entscheid der Behörden. Trotz ihres Versuchs, sich in der Anhörung mit Argumenten zu wehren, wurde sie nach Kaltbach eingewiesen.

Das Beispiel zeigt, wie die kantonalen Versorgungsgesetze die Internierung von Jugendlichen, Frauen und Männern in staatlichen oder privaten Anstalten zuliessen. «Arbeitskolonie», «Trinkerheilstätte», «Arbeits- und Strafanstalt», «Erziehungsheim», «Armenanstalt», «Gemeindearmenhaus» – so lauteten einige der offiziellen Bezeichnungen dieser Institutionen. Kaltbach beispielsweise war die «Zwangsarbeitsanstalt» des Kantons Schwyz.

3 «Kantonal-bernische Arbeits- u. Strafanstalt für Frauen in Hindelbank. Maison de Travail-Pénitencier», Schautafel der Arbeits- und Strafanstalt Hindelbank für die schweizerische Ausstellung für Frauenarbeit (SAFFA) in Bern, 1928, illustriert von Marguerite Frey-Surbek.
Staatsarchiv des Kantons Bern, V Frauenzentrale 258 Berner Strafanstalt für Frauen Hindelbank (1928).
Eine von Kevin Heiniger verfasste ausführliche Beschreibung dieser Schautafel finden Sie auf der Website der UEK: www.uek-av.ch/schautafel.

Es stellt sich die Frage, wie diese Anstalten selber ihre Aufgabe verstanden und wie der Alltag an diesen Orten aussah. Eine der Institutionen, mit denen sich die UEK befasst hat, ist die bernische Strafanstalt für Frauen in Hindelbank. Im Jahr 1928 präsentierte sich diese mit einer Schautafel und zwei Vitrinen an der Schweizerischen Ausstellung für Frauenarbeit (SAFFA). Davon zeugt eine Fotografie aus dem Staatsarchiv Bern.

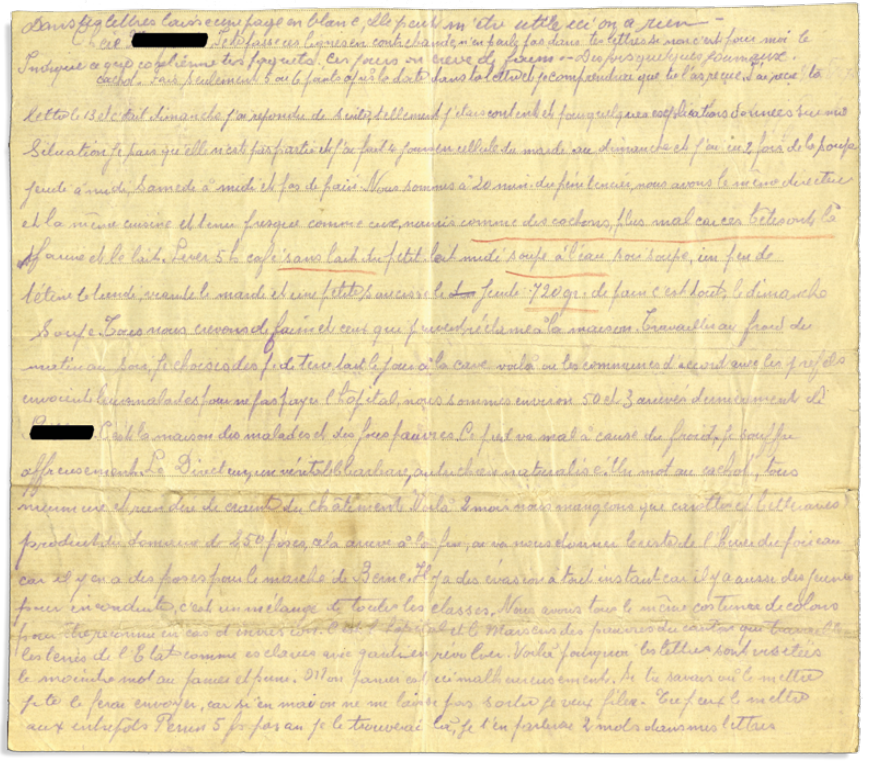
Mit wenig Text und mit eingängigen Illustrationen stellte sich die Anstalt Hindelbank den Ausstellungsbesucherinnen

und -besuchern vor. Im mittleren Bereich der Darstellung finden sich diverse statistische Angaben über die Insassinnen in den Jahren 1926 und 1927. Links davon sind die «Ursachen der Anstaltsversorgung» aufgelistet. Laut der Darstellung waren Lebensumstände oder Verhaltensweisen, die die Behörden zum Beispiel als «Wohnungsnot», als «Putzsucht» (was so viel bedeutet wie sich extravagant anziehen und sich schminken) oder als «zerrüttete Familie» bewerteten, Gründe für eine Einweisung. Diesen stehen auf der rechten Seite die «Zwecke u. Ziele der Anstaltsversorgung» gegenüber: Sowohl die administrativ eingewiesenen als auch die strafgefangenen Frauen sollten demnach zum Beispiel durch «gesunde und fruchtbare Arbeit», «Lesestoff» oder «Musikpflege» eine «Aufrichtung und Besserung» erfahren. Die gleichen Mittel sollten im Fall der Strafgefangenen zusätzlich der «Ahndung des begangenen Unrechts» dienen. Laut dieser Schautafel erfuhren in Hindelbank also alle Frauen den gleichen Umgang, ohne Unterscheidung, ob sie durch administrative oder strafrechtliche Entscheide dort eingesperrt waren.

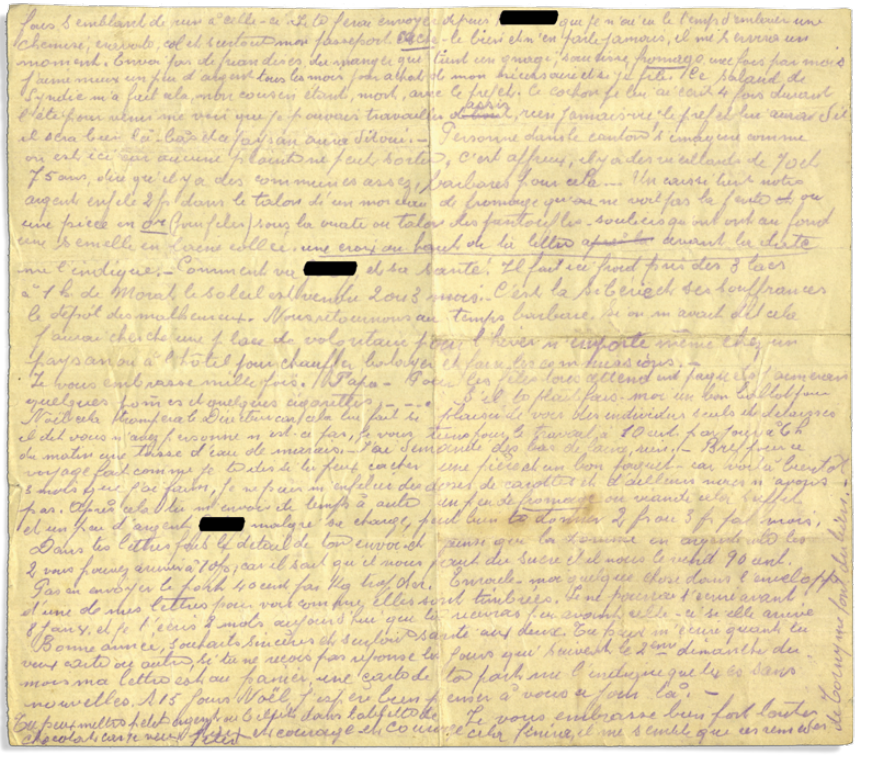
» Lesen Sie mehr über die «Anstalts- und Entlassungspraxis» hinsichtlich der administrativen Versorgungen im **Band 8** der UEK »

Wie die dargestellten Massnahmen in die Realität umgesetzt wurden, ist aus dieser Quelle nicht ersichtlich. Es bleibt zum Beispiel fraglich, worin die ganz allgemein und positiv als «gesund und fruchtbar» beschriebene Arbeit genau bestand. Hingegen zeigt die Tafel, mit welchem Selbstbild sich die Anstalt gegen aussen präsentierte: Hindelbank inszenierte sich als eine moralische Besserungsinstitution, die angeblich «sittlich verdorbene» Frauen ebenso wie Straftäterinnen durch sanfte Methoden «aufrichtete». Darin sah diese Anstalt ihre gesellschaftliche Funktion. Dass diese Selbstwahrnehmung nicht mit den tatsächlichen Lebensumständen in solchen Institutionen übereinstimmte, darüber geben weitere Quellen Aufschluss.

In den Archivbeständen zur Anstalt von Hindelbank und weiteren ähnlichen Institutionen befinden sich Dokumente verschiedener Art: Jahresberichte, Eintritts- und Austrittsregister, Reglementе, Personendossiers, Briefwechsel, Buchhaltungsakten, Fotografien, Gebäudepläne usw. Die Perspektive der internierten Personen auf das «Anstaltsleben» fehlt in diesen Beständen aber weitgehend. Nur wenige Dokumente, die entweder von den Internierten selber verfasst wurden oder die Aussagen von ihnen enthalten (wie das oben vorgestellte Anhörungsprotokoll), geben die Sicht der administrativ eingesperrten Frauen und Männer teilweise wieder. Damit sind sie wichtige Quellen für die Erforschung der Frage, wie die betroffenen Personen die Internierung erlebten.



Ein Beispiel dafür ist ein Brief, den ein administrativ Eingewiesener im Jahr 1927 an seine Tochter schrieb. Den Brief haben die Forscherinnen und Forscher in einem Personendossier gefunden, das zum Archivbestand «Bellechasse» des Staatsarchivs Freiburg gehört. Dieser Fundort deutet darauf hin, dass es sich um einen verbotenen Brief handelt, den die Anstaltsdirektion beschlagnahmte und im Dossier aufbewahrte. Denn laut dem Reglement der Anstalten von Belle-



4 **«Schmuggelbrief» einer in Bellechasse administrativ versorgten Person, 1927.**
Staatsarchiv Freiburg, Bestand Bellechasse, Dossier A 10647.
Um die Identität der von diesem Entscheid betroffenen Person zu schützen, wurden gewisse persönliche Daten für die Veröffentlichung geschwärzt.
Eine von Anne-Françoise Praz und Lorraine Odier verfasste ausführliche Beschreibung dieses Briefs finden Sie auf der Website der UEK: www.uek-av.ch/schmuggelbrief.

chasse war es den Internierten nicht erlaubt, sich in Briefen über die Institution oder das Anstaltspersonal zu äussern. Genau dies tat aber der Verfasser dieses Schriftstücks. Unter anderem kritisierte er den Nahrungs- und Kleidermangel sowie die sehr harten Arbeitsbedingungen.

Der Brief war wohl ein sogenannter Schmuggelbrief, der heimlich geschrieben wurde und an der Direktion vorbei aus der Anstalt geschleust werden sollte. Das lässt sich daran erkennen, dass er nicht auf regulärem Briefpapier verfasst wurde, von dem die Internierten jeden Monat einen Bogen erhielten. Stattdessen verwendete die Person ein kleines Stück Packpapier. Aufgrund der gefalteten Stellen kann man annehmen, dass der Brief an einem engen Ort, etwa im Futterstoff eines Kleidungsstücks, versteckt wurde. Dennoch misslang der Schmuggelversuch. Seine Adressatin hat den Brief nie erhalten, sonst wäre er nicht im Personendossier des Verfassers abgelegt worden.

» Lesen Sie mehr über die in Archiven erhaltenen Zeugnisse von administrativ internierten Personen im **Band 4** der UEK »

Diese Quelle birgt vielseitige Informationen über das «Anstaltsleben» in Bellechasse. Zum einen erfährt man, wie eine interniert Person die schweren Lebensbedingungen konkret beurteilte. Zum anderen gibt die Quelle einen Hinweis auf die strengen Regeln, die in dieser Institution herrschten, sowie auf die Strategien, mit welchen die Insassinnen und Insassen versuchten, mit ihren Angehörigen zu kommunizieren.

Männer und Frauen, die eine Internierung aufgrund eines administrativen Entscheids erlebt haben, können direkt von ihren Erlebnissen berichten. Um ihre Lebenswege – ihre Kindheit und Jugend, ihre persönliche Erfahrung in einem Freiheitsentzug und dessen Folgen auf das spätere Leben – besser nachzuvollziehen, hat die UEK mit Zeitzeuginnen und Zeitzeugen Interviews geführt.

Die Interviews enthalten einerseits spezifische Informationen, etwa über den Vorgang einer Einweisung oder über die täglichen Abläufe in den Anstalten, die in den behördlichen Quellendokumenten aus den Archiven nicht zu finden sind. So berichten die befragten Personen etwa davon, welche Arbeiten sie während ihrer Internierung ausführen mussten, wie sich das Aufsichtspersonal ihnen gegenüber verhielt oder worin die Verpflegung bestand. Andererseits geht aus den Gesprächen auch hervor, wie die Zeitzeuginnen und Zeitzeugen gewisse Situationen in der Vergangenheit individuell bewältigten.

In einem dieser Interviews erinnert sich eine Person zum Beispiel an ein schlimmes Erlebnis in einer Anstalt: Sie erzählt davon, wie sie als Strafe für ihr Verhalten drei Tage lang in ein Kellerabteil («Cachot») eingesperrt wurde. Der Direktor persönlich habe sie dort hingebracht und sie in grosse Angst versetzt. Es seien ihre «schlimmsten drei Tage» gewesen, doch auch diese habe sie überstanden. An dieser Stelle deutet die Person im Interview einen Wendepunkt in ihrem Leben an. Sie sagt: «Dann habe ich mir geschworen, jetzt ist fertig.» Und etwas später: «So geht das nicht mehr.» Sie erinnert sich, dass das Erlebnis dieser Strafe bei ihr einen überzeugten Widerstand gegen ihre damalige Lebenssituation und die Art und Weise, wie sie in der Anstalt behandelt wurde, ausgelöst hat.

Dieser Ausschnitt ist nur ein kurzer Teil eines 50 Seiten langen Interviewtranskripts. Das Gespräch mit der Zeitzeugin wurde als Audiodatei aufgenommen und anschliessend Wort

für Wort niedergeschrieben. Die Forscherinnen und Forscher haben die transkribierten Interviews analysiert und miteinander verglichen, um Unterschiede und Gemeinsamkeiten in den Lebensgeschichten der von administrativen Versorgungen betroffenen Personen auszumachen. Auf diese Weise hat die UEK untersucht, wer die Menschen waren, die, ohne ein Delikt begangen zu haben, zum Teil in geschlossene Institutionen eingewiesen wurden, wie sie damit umgingen, dass eine solche Zwangsmassnahme über sie verhängt wurde, und wie diese das Leben dieser Männer und Frauen beeinflusste.

» Lesen Sie mehr über die Lebensläufe von administrativ internierten Personen im **Band 5** der UEK »

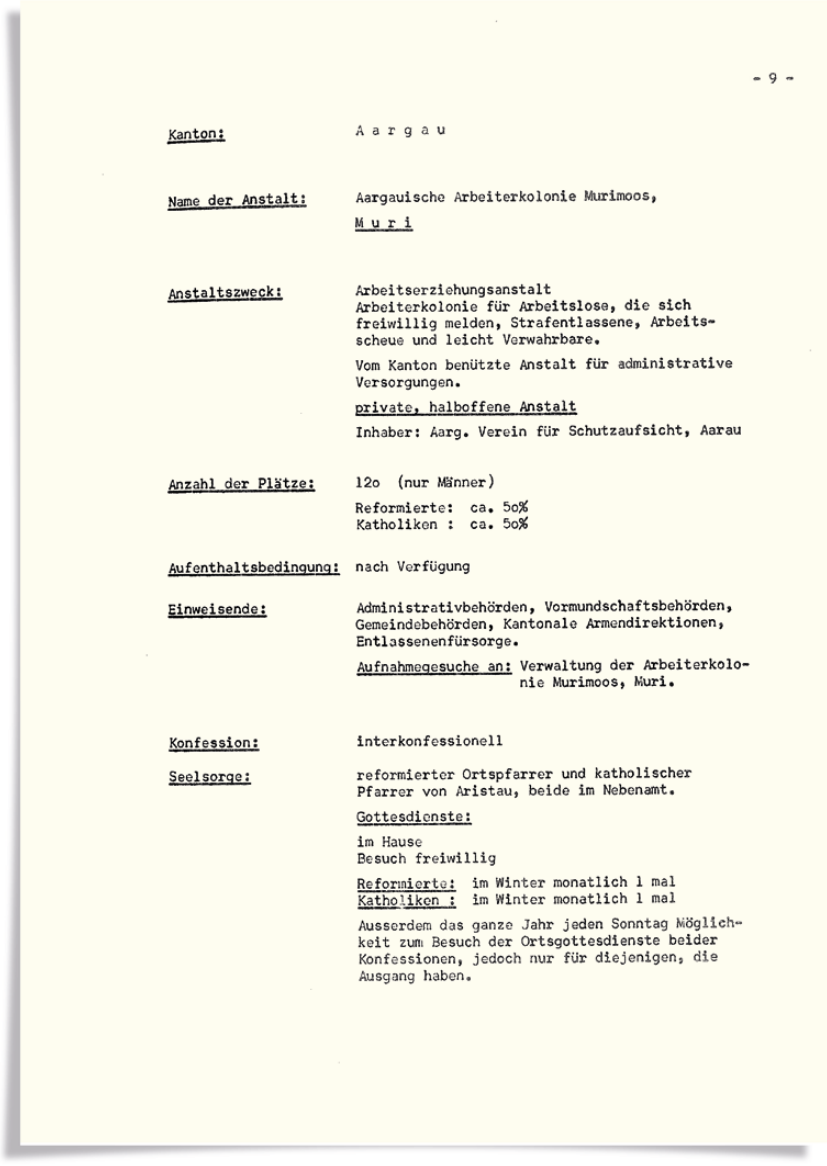
A: «Und dann, aber dann hat's eben, bei mir hat's dann nicht viel gebraucht, oder? Wenn ich mich einfach irgendwie, wenn ich nicht mal rebelliert habe, sondern einfach gefunden habe, es ist nicht gerecht. Dann bist du dann halt ins Cachot hinuntergeflogen dort. Das ist, das ist einer vom himmeltraurigsten gewesen, oder? Dann hat dich der, der, der, ----- der Direktor hat dich dann selber drin hinunter begleitet und hat dir dann noch ein bisschen Angst gemacht, oder, hat also schon einen erzählt, was wie wo und wann, oder? Vor dem hast du nicht Respekt gehabt, vor dem hast du Angst gehabt //ja// oder? //mhm// Und ja, meine schlimmsten drei Tage habe ich auch überstanden. Dann habe ich mir geschworen, jetzt ist fertig.»
I: «Das ist, also noch im Cachot ist das gewesen?»
A: «Ja.»
I: «Dort, ja, mhm.»
A: «Oder, dort hast du einfach, bist im Keller unten irgendwo im, im Kellergebäude unten gewesen, oben hat's so eine, so eine schmale vergitterte Lücke gehabt //mhm// bist aber nicht dazu gekommen //mhm// selbst mit hinaufspringen nicht. //mhm// Und ist alles finster und feucht gewesen, und nur so eine Holzpritsche drin und irgendwie einen Kessel, wo du hast können dein Geschäft hinein machen, oder? Und fertig. Kein Licht, kein nichts. Also ausser das spärliche Ding, oder? Und dann, ähm, hm, dort unten habe ich mir, also dort habe ich, dort habe ich recht geweint und s_, bin halb ausgetickt, hat dich kein Mensch gehört. ___ Dort hätten Sie dich noch können zusammenschlagen, dass, keine Rolle gespielt. Und dort habe ich mir geschworen, so geht das nicht mehr.»

5 Ausschnitt aus einem Interviewtranskript der UEK, Interview mit H. Ge.-Gr., 2016, 27–28.
Eine von Alfred Schwendener verfasste ausführliche Beschreibung dieses Interviewtranskripts finden Sie auf der Website der UEK: www.uek-av.ch/interview.

Die 58 Personen, die an den Interviews teilgenommen haben, stehen für einen kleinen Kreis jener Menschen, die von fürsorgerischen Zwangsmassnahmen betroffen waren. Sie gehören zu denen, die zum Zeitpunkt der Aufarbeitung noch lebten und es geschafft haben, die schweren Erlebnisse zu verarbeiten und darüber zu sprechen. Doch in den Jahrzehnten vor 1981 wurden viele weitere Menschen durch einen administrativen Entscheid weggesperrt. Es stellt sich die Frage, wie verbreitet diese Massnahme in der Schweiz war.

Darauf lässt sich kaum eine abschliessende Antwort finden, denn die Personen, die auf diese Art und Weise eingesperrt wurden, sind nie systematisch erfasst worden. Um sich dieser Zahl aber immerhin anzunähern, muss man in den Quellen nach Mengenangaben suchen. Eine solche Quelle ist ein Buch aus dem Jahr 1954 mit dem Titel *Verzeichnis der Anstalten in der Schweiz des Straf- und Massnahmenvollzugs und der Untersuchungsgefangenschaft*. Das Verzeichnis listet, nach Kantonen geordnet, die zu jener Zeit in der Schweiz existierenden Gefängnisse, Anstalten und Heime auf, in die Erwachsene und Jugendliche durch gerichtliche oder administrative Beschlüsse eingewiesen wurden. Der Basler Pfarrer und Gefängnisseelsorger Martin Schwarz hatte das Verzeichnis erarbeitet, um für die Gefängnisgeistlichen und die eidgenössischen und kantonalen Behörden einen Überblick über die diversen Strafanstalten in der Schweiz zu schaffen.

» Lesen Sie mehr über die quantitativen Schätzungen zur administrativen Versorgung im **Band 6** der UEK »



- 9 -

Kanton: A a r g a u

Name der Anstalt: Aargauische Arbeiterkolonie Murimoos,
M u r i

Anstaltszweck: Arbeitserziehungsanstalt
Arbeiterkolonie für Arbeitslose, die sich freiwillig melden, Strafentlassene, Arbeitsscheue und leicht Verwahrbare.
Vom Kanton benützte Anstalt für administrative Versorgungen.
private, halboffene Anstalt
Inhaber: Aarg. Verein für Schutzaufsicht, Aarau

Anzahl der Plätze: 12o (nur Männer)
Reformierte: ca. 5o%
Katholiken : ca. 5o%

Aufenthaltsbedingung: nach Verfügung

Einweisende: Administrativbehörden, Vormundschaftsbehörden, Gemeindebehörden, Kantonale Armendirektionen, Entlassenenfürsorge.
Aufnahmegesuche an: Verwaltung der Arbeiterkolonie Murimoos, Muri.

Konfession: interkonfessionell

Seelsorge: reformierter Ortspfarrer und katholischer Pfarrer von Aristau, beide im Nebenamt.
Gottesdienste:
im Hause
Besuch freiwillig
Reformierte: im Winter monatlich 1 mal
Katholiken : im Winter monatlich 1 mal
Ausserdem das ganze Jahr jeden Sonntag Möglichkeit zum Besuch der Ortsgottesdienste beider Konfessionen, jedoch nur für diejenigen, die Ausgang haben.

6 **Martin Schwarz: Verzeichnis der Anstalten in der Schweiz des Straf- und Massnahmenvollzugs und der Untersuchungsgefangenschaft, Basel 1954, S. 9: Aargauische Arbeiterkolonie Murimoos, Kanton Aargau.**
Eine von Ernst Guggisberg und Marco Dal Molin verfasste ausführliche Beschreibung dieses Verzeichnisses finden Sie auf der Website der UEK: www.uek-av.ch/verzeichnis.

Interessant an dieser Quelle ist, dass sie zu jeder aufgeführten Anstalt detaillierte Angaben über ihren Zweck und über die Zahl der vorhandenen Plätze liefert. Man kann aus ihr herauslesen, in welche Institutionen eine administrative Einweisung möglich war und wie viele Frauen und/oder Männer darin insgesamt aufgenommen werden konnten: Die Arbeitsanstalt Murimoos im Kanton Aargau zum Beispiel (Abb. 6) war laut dem Verzeichnis die «vom Kanton benutzte Anstalt für administrative Versorgungen» und hatte Platz für 120 Männer.

Allerdings sagen die Zahlen in dieser Quelle nichts darüber aus, wie viele Personen tatsächlich in den für die administrativen Versorgungen zuständigen Anstalten interniert waren. Zudem wurden die Plätze oft nicht nur mit administrativ Eingewiesenen belegt. Je nach «Anstaltszweck» waren die Plätze teilweise auch für strafrechtlich Verurteilte oder, wie etwa in Murimoos, für «Arbeitslose, die sich freiwillig melden», vorgesehen. Die Quelle lässt offen, wie gross in den einzelnen Institutionen der Anteil der administrativ eingewiesenen Personen neben Insassen und Insassinnen mit einem anderen Einweisungsgrund war.

Wie bei jeder historischen Quelle dürfen auch die Informationen aus dem Verzeichnis von Martin Schwarz nicht ungefiltert übernommen, sondern müssen kritisch hinterfragt werden. Dennoch ist der Überblick über die Platzzahlen der im Verzeichnis aufgeführten Anstalten hilfreich, um die Grössenordnung des Straf- und Massnahmenvollzugs um 1954 zu erfassen und sich damit auch der Anzahl Personen, die eine administrative Zwangseinweisung erfuhren, anzunähern.

Ein Zeitungsinserat, ein Anhörungsprotokoll, eine Fotografie, ein «Schmuggelbrief», ein Interviewtranskript und ein statistisches Verzeichnis – die hier vorgestellten Quellen sind nur sechs Beispiele aus den unzähligen Dokumenten, mit denen die UEK gearbeitet hat. Die vielen Quellen der UEK-Forschung stellen wiederum nur eine Auswahl aller erhaltenen Zeugnisse aus dem untersuchten Zeitraum dar. Ausserdem gab

In interaktiven Visualisierungen veranschaulicht die UEK die «Anstaltslandschaft» in der Schweiz von 1933 bis 1980. Sie zeigen zum Beispiel die Verteilung der Anstalten in der gesamten Schweiz – hier das Jahr 1954 – oder die Zusammenarbeit zwischen den einzelnen Kantonen. Ein Glossar der Institutionen und ein Glossar der Rechtsgrundlagen ergänzen die Visualisierungen.
Die Visualisierungen sind auf der Website der UEK zugänglich: www.uek-av.ch/anstalten.

es in der Vergangenheit zahllose Ereignisse, Äusserungen und Vorstellungen, die nie durch eine Quelle überliefert worden sind. So stehen die verfügbaren und von den Forscherinnen und Forschern ausgewählten Quellen nur für einen gewissen Teil der Geschichte. Diese Tatsache hilft zu verstehen, dass Forschung ein steter Prozess ist und man die Vergangenheit nie bis ins letzte Detail aufarbeiten und erklären kann.

Mit dem Rundgang durch sechs verschiedene Quellenbeispiele hat dieser Text einen kleinen Einblick in jeden Forschungsschwerpunkt der UEK angeboten. Die hier angeschnittenen Themen werden in den Bänden 3–8 der UEK-Publikationen genauer untersucht.

5 ODER 6 PUNKTE

Sarah Marie

Ein kaltes Zimmer mit drei einfarbigen Wänden, drei ausgeschaltete Deckenlampen, auf der breiten Kante eines der vielen Betten, in perfekter Reihe aufgestellt, mit präzis glattgestrichenen und gefalteten Decken: sitzt ein Mann. Sein unklarer Blick zeugt von angesammelter Mattigkeit. Kein Moment, da seine Augen nicht aus dem Zimmer wandern durch das offene Fenster. Seine Hände, auf den Knien abgelegt, haben nicht die Kraft, den Ärmel des Mantels, der langsam an seinem Arm hinuntergleitet, hochzuschieben. Zu seinen Füssen, inmitten der Holzdielen, längen sich die Schatten dieses

Herbsttags. In lebhafter Diskussion geht man an ihm vorüber, doch er sitzt regungslos, im Winkel des Zimmers, bleibt verschlossen für jede Verführung.

Dann jedoch erregt ein Schimmer, einige Betten entfernt, seine Aufmerksamkeit, reisst ihn aus seinem Schweifen. Gerade jetzt ist etwas zu Boden gefallen und niemand hat es bemerkt, nicht einmal der, dem es entfallen ist. Er braucht einige Sekunden, um zu begreifen, was es damit auf sich hat: ein Stück Papier. Ein Stück PAPIER. Es landet hinter einem Nachttisch, ganz in der Nähe der Heizung. In der Ferne Glockenläuten, Essenszeit: ein günstiger Moment, um etwas hinterherzuhängen. Ihm genügt eine Minute, um den begehrten Schatz an sich zu nehmen. Seine Finger packen ihn in einer flüchtig-feinen Handbewegung. Unzerknittert steckt sich der Mann sein Stück Papier, kleingefaltet, in die Hosentasche und schliesst im Laufschritt zu den anderen auf.

Wieder allein, nimmt der Mann das am Vortag aufgelesene Schokoladenpapier heraus. Faltet es sorgsam auseinander.

Zerreissen wäre Verschwendung. Diesen Monat hat er bereits geschrieben. Also darf er nicht mehr. Dieses Stückchen Papier ist ein Glück für ihn! Sein letzter Brief war an seine Frau adressiert und für einige Worte an seine Tochter Léonie blieb ihm kein Platz.

Er sieht sie vor sich, am Tag seiner Inhaftierung. Sie war aus ihrem Zimmer gekommen, als die Polizisten bei ihnen eintrafen. Schreie, Wut, ihr Vater, diese anderen Herren, ihre Mutter. Mit ihren zwölf Jahren konnte sie diesen Augenblick nicht begreifen. Sie haben sich nicht mehr wiedergesehen seither, und obwohl seine Frau im Brief vom letzten Monat lange über Léonie schrieb, braucht er mehr. Will er mehr.

Das Papier ist brüchig und schon abgenutzt. Aber das hindert die Feder nicht, darüberzueilen, und die Tränen nicht, sich auf seinen Wangen zu drängen. Bevor er seinen Namen darunterschreibt, fügt er an: «Léonie, ich schmuggle diese Zeilen an dich hier heraus. Falls du mir antwortest, nimm nicht wörtlich darauf Bezug, sonst heisst es für mich Einzelhaft. Mach einfach 5 oder 6 Punkte hinter das Datum, dann weiss ich, dass du ihn bekommen hast.»

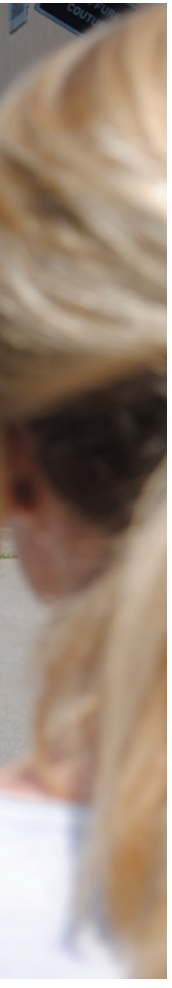
Der zusammengefaltete Brief geht dann zu einem Angestellten und wandert, wie die anderen ihm erklärten, von einer Tasche zur anderen.

Nächster Monat, der Mann wartet. Aber kein Brief, sagt man ihm. Von seiner Tochter bekommt er später nur die Worte seiner Frau. Und hinter dem Datum kein Punkt.

Dieser Text ist das Ergebnis einer Kombination aus zwei Quellen: dem Foto des Schlafsaals und dem Schmuggelbrief. Ich liess mich von einem der Sätze im Brief in die Fiktion hineinziehen. Siehe Abbildungen auf den Seiten 41, 54 und 55 dieses Buchs. Weitere Informationen dazu auf www.uek-av.ch/schlafsaal und www.uek-av.ch/schmuggelbrief.

Centre d'orientation et de formation professionnelles (COFOP), Lausanne | Patrick Plancherel

Hinter den Kulissen des Films *Expertengespräche. Administrative Versorgungen und Wege der Rehabilitierung*. Schauen Sie den ganzen Film auf der Website der UEK: www.uek-av.ch/film.



«Wir Menschen, wir sind keine Roboter, oder. Das ist alles ziemlich komplex, je nach Problematik. Ich kann mir vorstellen, dass das heute genauso kompliziert ist. Es gibt vielleicht Verbesserungen in Bezug auf die Wahl einer Institution, sicher, dass die Leute eine Ausbildung erhalten, dass es neue Stellen gibt, die diese Entscheidungen treffen. Ich denke, es gibt Verbesserungen. Aber ich bleibe dabei, ich glaube, dass es sehr kompliziert ist. Es ist sehr schwierig. Ich denke, es ist gleich kompliziert wie früher. Es gibt vielleicht gewisse Fehler, die man nicht mehr machen würde oder die man nicht mehr macht. Aber ...»
Patrick Plancherel

FRAGEN ZU GESTERN SIND FRAGEN VON HEUTE

Die UEK hat die Geschichte der administrativen Versorgung untersucht und sich dabei mit übergeordneten Themen wie Ordnung, Arbeit, Ausbildung, Armut, Familie, Sexualität und Gesundheit befasst. In wechselseitiger Abhängigkeit und in gegenseitigem Einfluss sind diese Themen miteinander verflochten – gestern und heute.
Wir haben Fragen aus der Forschung aufgenommen und allgemeiner formuliert. Auf den folgenden Seiten werden sie aus drei Perspektiven beleuchtet: Die Forscherinnen und Forscher der UEK zeigen, wie sie diesen Themen in ihrer Arbeit begegnet sind. Die Kommissionsmitglieder geben ihre Einschätzung: Was bringt das Wissen über die Vergangenheit, worauf macht es aufmerksam?
Ein weiterer Zugang zu diesen Fragen erfolgt über literarische Texte aus einem Schreibatelier des Schweizerischen Literaturinstituts. Diese drei Perspektiven liefern keine abschliessenden Erklärungen, vielmehr stellen sie unterschiedliche Möglichkeiten dar, sich mit diesen Themen auseinanderzusetzen. Sie können zum Nachdenken anregen und weitere Fragen aufwerfen.

Fragen zu gestern sind Fragen von heute

WER GARANTIERT DIE ÖFFENTLICHE ORDNUNG?

UND MIT WELCHEN MITTELN?

Die Wahrung der öffentlichen Ordnung war ein Leitmotiv bei der Rechtfertigung der administrativen Versorgung: Welche Verhaltensweisen gefährdeten diese Ordnung laut den damaligen Behörden, welche Vorstellungen steckten dahinter und wie differenziert muss die Forschung demnach mit dem Begriff der «öffentlichen Ordnung» umgehen?

» Mehr dazu im **Band 3**: Kapitel 1.1, 3.1, 3.2, 4.1 und 4.2 »

Die administrative Versorgung wurde teilweise dafür legitimiert, die öffentliche Ordnung zu wahren. Der Gesetzgeber wollte den Behörden ein Instrument in die Hand geben, um die Strassen von den als unerwünscht erachteten Personen zu «säubern», die öffentliche Moral zu schützen und Geschlechtskrankheiten zu bekämpfen. Nicht nur die öffentliche Ordnung, sondern die gesellschaftliche Ordnung als Ganzes sollte die Gesetze zur administrativen Versorgung bewahren. Sie sanktionierten Verhaltensweisen und Lebensstile, die von den vorherrschenden Normen bezüglich Arbeit, Familie, Sexualität usw. abwichen. Gemäss diesen Normen, die auf patriarchalischen und bürgerlichen Werten basierten, waren den Männern und Frauen spezifische Rollen zugewiesen. Somit entsprach die administrative Versorgung geschlechtsspezifischen Konformitätsaspekten und -erwartungen. Für die Männer war die Frage der Arbeit, mit der sie den Unterhalt der Familie sichern sollten, von zentraler Bedeutung. Bei den Frauen lag der Schwerpunkt auf der Regulierung der Sexualität und der guten Haushaltsführung.

» Mehr dazu im **Band 7**: Kapitel 3 «

Der Gedanke der öffentlichen Ordnung war für das Handeln und Denken der Behörden zentral. Die kantonalen Versorgungsgesetze verfolgten unter anderem den Schutz der öffentlichen Ordnung und Sicherheit. Einige Gesetze sahen die «Besserung» jener Bevölkerungsgruppen vor, die eine solche Ordnung durch ihr Verhalten «gefährden» konnten.

Soziale Kontrolle kam nicht nur von Behördenvertretern, sondern auch aus dem näheren sozialen Umfeld der betroffenen Person: Nachbarn, Verwandte, Arbeitgeber, Lehrpersonen oder Pfarrer wachten ebenfalls über die Einhaltung der gesellschaftlichen Ordnung. Es kam vor, dass sie den Behörden Personen meldeten, deren Verhaltens- oder Lebensweisen sie als nonkonform oder deviant erachteten.

» Mehr dazu im **Band 8**: Kapitel 5, 7, 9, 10, 12 und 14 «

Auch in den Anstalten galten bestimmte Vorstellungen von Ordnung. Es entwickelten sich eigene Organisations- und Hierarchiestrukturen, in denen unterschiedliche Machtverhältnisse wirkten. Die Internierten mussten offizielle und inoffizielle Regeln befolgen. Die Einhaltung dieser Regeln wirkte sich auf den Alltag, aber auch auf die Entlassung aus. Ein als angepasst bewertetes Verhalten in der Anstalt konnte beispielsweise zu einer früheren Entlassung führen, während die Nichteinhaltung der Regeln eine Verlängerung der Massnahme oder eine Versetzung in eine andere Anstalt bedeuten konnte.

Das Verständnis der öffentlichen Ordnung wandelt sich mit der Zeit, so auch die Massstäbe, an denen sie gemessen wird: Heute werden andere Verhaltensweisen toleriert – beziehungsweise geahndet – als noch vor fünfzig Jahren. Auf welche aktuellen Fragen nach Ordnung und Unordnung innerhalb einer Gesellschaft kann uns die Forschung aufmerksam machen?

«Die administrativen Versorgungen hatten eine Stabilisierungsfunktion. Sie gehörten zu einem Bereich, in dem es nicht um Strafrecht ging, sondern eher um moralische Vorbehalte. Deshalb reden wir hier über ‹Ordnung› in einem viel weiteren Sinne, als was man heute mit dem Strafgesetz als Ordnung zu stabilisieren versucht. Auch heute gibt es Fälle, in denen Menschen unfairerweise oder, in einem nicht juristischen Sinn, zu Unrecht eingesperrt werden. 1981 hört dies nicht einfach auf. Die Forschung kann helfen, in dieser Frage zu sensibilisieren – etwa dass man im Einzelfall verschiedene Akteure einbeziehen soll. Dass man zum Beispiel auch die Position von Kindern und Jugendlichen berücksichtigt, ist eine neue Entwicklung. Es geht darum, dass man sich nicht von irgendwelchen moralischen Kategorien leiten lässt. Die Idee von ‹schrägen Vögeln› zum Beispiel – solche Stigmata sollte man zunächst einmal ausblenden und in diesem Sinne eine gewisse Fairness walten lassen.

Die ganze Logik unserer sozialstaatlichen Interventionen ist ja heute präventiv, da sind wir im Vergleich zu früher nicht

viel weiter. Präventiv heisst immer riskant, denn man weiss nicht, ob man etwas verhindern wird, und doch muss man auf eine Zukunft hin handeln, die man nicht kennt. Das ist eine schwierige Angelegenheit. Das Bewusstsein, dass dies keine einfache Frage ist, ist sehr wichtig.»

Martin Lengwiler
Historiker

«Zwei Aspekte sind ganz wichtig. Der eine lautet: Was ist überhaupt öffentliche Ordnung und ab wann gilt sie als gestört? Je nach den Zeitumständen sind die Massstäbe verschieden, nach denen eine Gesellschaft ein Verhalten beurteilt, das nicht ganz der öffentlichen Ordnung entspricht. Es gibt Zeiten, die viel restriktiver sind als andere. Ab Ende der 1960er-Jahre wurde viel mehr erlaubt, hingegen wurden in den 1930er- bis 1950er-Jahren bereits kleine Abweichungen als Ordnungsstörung wahrgenommen. Der Diskurs darüber, was überhaupt als Störung gilt, muss offen geführt werden. Heute erleben wir wieder eine Entwicklung in die restriktivere Richtung, wenn wir etwa über Kleiderverbote in der Öffentlichkeit sprechen.

Der andere Aspekt betrifft die Mittel, mit denen die öffentliche Ordnung garantiert wird. Hier gilt heute der verfassungsmässige Grundsatz der Verhältnismässigkeit. Das heisst, die Mittel, die man einsetzt, müssen verhältnismässig sein, dem Grad der Gefährdung der öffentlichen Ordnung entsprechen. Bei den administrativen Versorgungen sehen wir, dass man alles, was man auch nur als kleine Abweichung betrachtete, mit schärfsten Mitteln sanktionierte. In der Zeit, die wir untersucht haben, wurde die Frage nach der Verhältnismässigkeit nicht gestellt. Heute wird sie wieder diskutiert: Die Überlegung, dass die Sanktion des Staats in einem vertretbaren Verhältnis zur

Verletzung der öffentlichen Ordnung stehen muss, wird zunehmend infrage gestellt. Das ist ein interessantes Phänomen.»

Markus Notter
Jurist

«Es war über eine lange Zeit hinweg ein hartes Ringen, der Idee und dann irgendwann dem Menschenrecht der persönlichen Freiheit zum Durchbruch zu verhelfen. Bis spät in die 1960er-Jahre war beispielsweise eine alternative Lebensgestaltung nicht als Teil der persönlichen Freiheit anerkannt – heute ist das eine Selbstverständlichkeit. Eine Selbstverständlichkeit, die aber durch Konformitätsvorstellungen auch wieder gefährdet ist. Solche Konformitätsvorstellungen sind heute gerade unter jungen Menschen wieder sehr präsent und sie werden durch die Digitalisierung stark unterstützt. Die junge Generation wird richtiggehend mit Überwachung sozialisiert. Ein Kind etwa, dessen Smartphone unter ständiger digitaler Kontrolle durch die Eltern steht, wächst mit dieser Gewohnheit auf. Im asiatischen Raum werden extreme Formen der Überwachung der Bevölkerung angewendet und die junge Generation findet das zum Teil gut. Man kann sich auch vorstellen, dass eine totale Überwachung und ein vollständiger Datenaustausch viele Dinge vereinfachen würden und dass das viele Leute toll fänden. Dann sind wir schon nahe daran, dass Überwachung und Kontrolle eine Selbstverständlichkeit werden.

Konformität wird heute von wirtschaftlichen Machtträgern durch Beeinflussung hergestellt. Produzenten von Spielen zum Beispiel bringen ihre Konsumenten dazu, möglichst viel zu spielen, bis sie an einer Spielsucht leiden. Die gleichen Produzenten würden dann wieder ein Geschäftsmodell entwickeln, das den Spielsüchtigen helfen würde. So wird die Gesell-

schaft beeinflusst und Konformität hergestellt. Hier sehe ich gewisse Erschütterungen des autonomen Individuums, das selbst entscheidet, was es möchte. In dieser Gesellschaft wachsen Menschen heran, die die Idee der Autonomie und Selbstverantwortung so nicht mehr für wesentlich halten. Wir reden heute viel über autonomes Fahren und vergleichsweise wenig über autonomes Denken. So entsteht eine Ordnung, welche die individuelle Freiheit relativiert.»

Lukas Gschwend
Jurist

«Im Moment haben wir in Europa eine ziemlich bedrohliche Situation. Nachdem jahrelang alles bedenken- und rücksichtslos globalisiert wurde, was dadurch noch profitabler zu werden vorgab, schreien heute viele nach Abschottung, nach Bewahrung und Rückbesinnung – Rückbesinnung worauf auch immer, nur nicht darauf, dass Europa bis ins 20. Jahrhundert hinein der Herkunftskontinent armer Menschen schlechthin war. Der Ordnungsbegriff wird auch in diesem Zusammenhang gnadenlos usurpiert. Viele Länder, gerade auch europäische, werden zurzeit von Menschen regiert, die vorgeben, die ‹richtige Ordnung› zu kennen. Sie vertreten absolutistische Ansichten und bauen fragile demokratische Systeme in hohem Tempo ab. Wer sich der Freiheit der Menschen, der Chancengleichheit und den klassischen Werten der Aufklärung verpflichtet fühlt, kann nicht skeptisch genug sein gegenüber jenen, die für die ‹richtige Ordnung› trommeln. Wir sollten uns unentwegt fragen: Welchen Werten fühlen wir uns wirklich verpflichtet? Und dann sollten wir auch noch versuchen, uns für sie einzusetzen.»

Beat Gnädinger
Historiker

WAS IST ORDNUNG UND WO BEGINNT UNORDNUNG?

Ed Wige

Die Unordnung beginnt da, wo die Ordnung endet. So weit, so trivial. Wer nicht geordnet ist, wer also Unordnung im öffentlichen Raum verursacht, der muss zur Ordnung gebracht werden. Umgekehrt respektiert der Geordnete die Ordnungen, die von der sozial organisierten Gemeinschaft etabliert wurden. Selbstverständlich wird ein erster Ordnungsruf gegen Personen formuliert, die der Unordnung frönen; so ist der öffentliche Raum geordnet. Quid autem mit der Person, die einer ungeordneten Ordnung ungehorsam ist? Wird sie für die Unordnung bestraft oder gelobt dafür, die Ordnung im öffentlichen Raum befolgt zu haben? Und was ist mit widersprüchlichen Ordnungen? Muss man in diesem Fall die

chronologische Ordnung oder die hierarchische Ordnung befolgen? Die Ordnung der Dinge ist in diesen Fällen gestört und es wird darum gehen müssen, eine neue Ordnung zu etablieren, etwa durch Verordnungen, um die rechte Ordnung zu bewahren. Beispiele ungelöster Dilemmata: Person A ist von höherem sozialem oder hierarchischem Rang. Fall 1: Person A hat durch Fehlverhalten oder Faulenzerei die Sicherheit oder Gesundheit anderer gefährdet. Was würden Sie tun? Würden Sie ihren Befehlen Folge leisten? Fall 2: Person A verlangt von Ihnen alles und sein Gegenteil. An welche ihrer Anordnungen halten Sie sich? Verkomplizieren wir die Situation: Person B befindet sich auf einem ähnlichen hierarchischen oder sozialen Rang wie Person A, und nun ordnen sie je etwas an, das sich widerspricht. Welcher Anordnung leisten Sie Folge? Welche Unordnung …

DAS KLAVIER

Eugène

Am Anfang war die Sache klar. Da gab es die Oberstadt und die Unterstadt. Eine natürliche Trennung. Wie Tag und Nacht, links und rechts, davor und danach.
Die Oberstadt beherbergte die Kathedrale, die Notare, den Gemeindevorstand und die Warenhäuser. In der Unterstadt drängten sich die Arbeiter, die Gerber, die Säufer, die Schwarzen, die Transvestiten, die Schwulen, die Gestörten, die Italiener, die Mischlinge, die Studenten und meine Schwester. Dann eröffnete die Rote Katze in der Unterstadt, gleich neben dem Automontageband mit seinem gewaltigen Glasdach. Zum Mittag kamen die Arbeiter herüber und schlangen gierig ihre Würstchen und Kartoffeln hinunter. Bis dahin

war alles gut. Der Wirt der Roten Katze stellte ein Klavier auf. Ein einfaches Klavier in der Ecke des Bistro. Kein Podium, kein besonderes Licht. Die Arbeiter kamen Jazz hören. Die Prostituierten wiegten sich im Rhythmus und johlten wie heisse Hyänen.
Eines Abends kommt ein Notar herein. Er gibt einer Prostituierten einen Cognac aus, dann gehen sie hinaus auf die lichtlose Gasse.
Am nächsten Tag, der Notar bringt drei befreundete Politiker mit. Die wiederum zwei Chefs eingeladen haben, sich zu vergnügen. Mit den Armen sich abgeben, das lieben die Reichen.
Daraufhin kam meiner Schwester, die in der Roten Katze die Sossen umrührt, eine scheussliche Idee. Sie nahm die Schliessung des Goldenen Fasans, gastronomischer Zwischenhalt von Weltruf, zum Anlass, um den Gelben Hund zu eröffnen. Drei-Sterne-Restaurant zu absoluten Volkspreisen.
Verdammte Welt, verkehrt herum!
Die Arbeiter, die Schwarzen und die Italiener begannen die Hähnchenschenkel an Goa-Safran mit einer Schüssel Wildreis zu verschlingen. Die Armen lieben es, einen Abend lang reich zu sein.
Am Ende des Tages kamen die Prostituierten, um einen Aperol Spritz unter Freundinnen zu schlürfen. Als ich diese liederlichen

Frauenzimmer ihre dicken Hintern vor dem Rathaus wackeln sah, da hats mir den Atem gekappt.
Dann schloss die Gerberei ihre Tore. Da der Quadratmeter in der Unterstadt nichts wert war, kaufte der Fabrikbesitzer, der in seinen neun Zimmern vor der Kathedrale sehr beengt zu leben hatte, das Grundstück, um dort seine Residenz zu errichten! Die Reichen lieben es, Geld zu sparen. Das brachte die Armen auf Gedanken. Sie begannen zu sparen, um sich in der Unterstadt ebenfalls Grundstücke zu kaufen. Das Wohnviertel Knippchen schoss innerhalb von fünf Jahren aus dem Boden. Ein Wohnviertel bei den Armen: Sogar Victor Hugo, der von «schwarzer Sonne» und «schrecklicher Schönheit» schrieb, hätte nicht gewagt, sich so ein Oxymoron auszudenken …
Dann ging die Autofabrik ihre Autos anderswo bauen. Also kaufte der Gemeindevorstand, mittlerweile von einem infamen Sozialisten geleitet, das Gebäude zurück, machte ein Museum für klassische und moderne Kunst draus. Und die reichen Kollektionen der Oberstadt sind gekommen, sich an die unteren Wände zu hängen! Die Prostituierten vor der Kathedrale und die Rubens, Dürers und Picassos in einer alten Fabrik …

Und meine Schwester, immer das schwarze Schaf der Familie, wird von Papa beglückwünscht. Und Mama, immer voller Bewunderung für meine Arbeit als Sekretär bei Alabert & Söhne, Notarskanzlei seit 1898, muss zugeben, dass sie sich Karten für die Konzertreihe in der Roten Katze besorgt hat.
Verkehrt herum, verdammte Welt!

Keine besonderen Quellen. Ziel war es, jemandem eine Stimme zu geben, der die traditionellen Werte der damaligen Zeit verkörpert. Um seinen Monolog zu schreiben.

Fragen zu gestern sind Fragen von heute

WELCHEN WERT HAT ARBEIT?

IST ARBEIT FÜR FRAUEN UND MÄNNER GLEICH?

Die Behörden konnten Menschen, denen sie «Arbeitsscheu» vorwarfen, internieren. Doch was bedeutet dieser Begriff und welche Idealvorstellungen von einem «arbeitsamen» Mann beziehungsweise einer «arbeitsamen» Frau herrschten demnach vor? Die Internierung hatte wiederum einen Arbeitszwang zur Folge: Innerhalb der Anstalten galt eine strenge Arbeitsdisziplin, die Internierten sollten zur Arbeit «erzogen» werden. Mit welchen Konsequenzen für die einzelnen Menschen?

» Mehr dazu im **Band 3**: Kapitel 1.1, 3.1, 3.2, 4.1, 4.2 und 5.1 »

Das vorgegebene Hauptziel der Versorgungsgesetze und der administrativen Anstaltsinternierung war die Erziehung bestimmter Personengruppen zu regelmässiger Arbeit. Menschen, die sich dieser Arbeitspflicht entzogen oder deren Arbeitsverhalten nicht den bürgerlichen Normvorstellungen entsprach, gerieten in den Fokus der Behörden. Als «liederlich» oder «arbeitsscheu» galten beispielsweise angebliche Prostituierte, weil sie keine «ehrliche» Arbeit ausübten, oder sogenannte «Vagabunden», die keinen festen Wohnsitz oder Beruf hatten. Beide Personenkreise stellten mit ihrer Lebensweise und der Ablehnung von bürgerlichen Arbeitsnormen und Familienmodellen eine vermeintliche Gefahr für die öffentliche Ordnung, Moral und Gesundheit dar.

» Mehr dazu im **Band 7**: Kapitel 3 «

Die Idealvorstellung war die eines «soliden» und «arbeitsamen» Menschen. Zeichen der «Arbeitsscheu» sahen die Behörden etwa in Absenzen am Arbeitsplatz, Stellenverlusten oder dem Ablehnen von behördlich vermittelten Stellen. Sie waren überzeugt, daraus auf einen mangelhaften Arbeitswillen schliessen zu können. Den prekären Status der betroffenen Personen, die oft ohne Berufsausbildung auf Stellensuche gingen und sich mit Hilfsarbeiten bescheiden mussten, berücksichtigten die Behörden kaum je. Selbst Personen, die mit psychiatrischen Diagnosen entmündigt waren, wurden an der Normerfüllung durch Lohnarbeit gemessen.

» Mehr dazu auf www.uek-av.ch/anstalten und im **Band 6**: Kapitel 2 «

In Institutionen wie Arbeitsanstalten, Erziehungsanstalten, Arbeiterkolonien sowie einzelnen Strafanstalten wurde Arbeit zu pädagogischen und wirtschaftlichen Zwecken eingesetzt. Viele dieser Anstalten waren in flachen und fruchtbaren Gebieten gelegen, sodass in der direkten Umgebung ein Landwirtschaftsbetrieb eingerichtet werden konnte.

» Mehr dazu im **Band 8**: Kapitel 6 und 7 «

Die Arbeit war innerhalb der Anstalten ein zentrales Element der «Nacherziehung». Sie diente sowohl der Disziplinierung als auch der Strukturierung des Alltags. Die Internierten waren gezwungen zu arbeiten und wurden dabei nicht oder nur dürftig entlöhnt. Ihre Arbeit trug zur Finanzierung der Anstalten bei. Die Arbeit für Männer und Frauen unterschied sich und orientierte sich am bürgerlichen Rollenverständnis des Mannes als Familienoberhaupt und Ernährer der Familie und der Frau als Mutter und Hausfrau.

» Mehr dazu im **Band 4**: Kapitel 2.2 »

Die männlichen administrativ Internierten hatten in den Anstalten vor allem agrarische und handwerkliche Arbeiten zu verrichten, die weiblichen Internierten wurden meist in Küchen, Wäschereien und Büglereien, aber auch für Garten- und Feldarbeit eingesetzt. Zum Teil wurden sie auch als billige Arbeitskräfte in verschiedenen Bereichen der Schweizer Wirtschaft eingesetzt.

Die Briefe der Internierten zeigen die oftmals sehr harten Arbeitsbedingungen dieser Zwangsarbeit und mit welchen Strategien die internierten Personen sie zu verbessern versuchten: Anpassung und Arbeitseinsatz zeigen, um vom Direktor einen weniger mühsamen Posten zu erhalten, oder, umgekehrt, die Arbeitsbedingungen in Briefen an höhergestellte Behörden scharf kritisieren. Die internierten Personen sind sich wohl bewusst, dass der Aufenthalt in Bellechasse ihre beruflichen Voraussetzungen und körperlichen Fähigkeiten sowie ihren sozialen Ruf beeinträchtigen wird – zentrale Faktoren bei der Arbeitssuche nach der Entlassung.

» Mehr dazu im **Band 5**: Kapitel 3.2, 4.1 und 4.2 »

Die Arbeit in den Anstalten war oft körperlich anstrengend und monoton. Nach der Entlassung hatten administrativ Versorgte aufgrund ihrer Vergangenheit als «Anstaltszöglinge» und aufgrund der meist fehlenden Ausbildung besondere Schwierigkeiten in ihrer Arbeits- und Berufsbiografie zu gewärtigen. Als Hilfsarbeiter und Hilfsarbeiterinnen, aber auch im Gastgewerbe waren sie mit harten Arbeitsbedingungen und tiefen Löhnen konfrontiert.

Arbeit ist heute immer noch eng mit gesellschaftlichem Status verknüpft: Arbeit bleibt Identifikationsmerkmal und trägt zur Integration in die Gesellschaft bei, auch wenn sich die Vorstellung davon, was «richtige» Arbeit ist, verändert hat. Welche Hinweise zum heutigen Umgang mit Arbeit – und ihrem Gegenstück, der Arbeitslosigkeit – liefert die historische Forschung?

«Die Arbeit kam mir im Lauf unserer Untersuchungen immer mehr wie eine Art Spielball vor: Sie wurde von den Entscheidungsträgern zur Richtschnur deklariert, an der die ‹Entwicklung› der von Zwangsmassnahmen Betroffenen ausgerichtet werde. Immer wieder finden sich in den Quellen Verlautbarungen, man wolle, man werde diese durch Arbeit zu ‹fleissigen›, ‹ehrlichen›, ‹nützlichen› Bürgerinnen und Bürgern erziehen. Doch in der Realität hatte die Arbeit eine ganz andere Funktion: Sie diente der Strukturierung langer Tage, als Zeitfüllerin und Müdemacherin, zur Disziplinierung und, soweit möglich, zur Refinanzierung des Vollzugssystems. Positive Effekte wie Ausbildung oder Sinnstiftung, also Hilfestellungen für die internierten Menschen, auch für die Zeit nach der Internierung, standen bis in die 1960er-Jahre nicht im Vordergrund. Das ist ein grosser inhaltlicher Widerspruch. Es ging nicht darum, das Fortkom-

men zu fördern. Es ging ums Dabehalten. Bedenklich ist, dass es darüber keine grosse öffentliche Debatte gab. Das ist für mich eine traurige Bestätigung dafür, dass die Art und Weise, wie die administrativen Versorgungen während Jahrzehnten vollzogen wurden, dem gesellschaftlichen Willen entsprach.»

Beat Gnädinger
Historiker

«Wenn man die Arbeitsbelastung betrachtet, so ist diese während der Industrialisierung im 19. Jahrhundert enorm angestiegen. In der Schweiz wurde die Arbeitszeit 1877 dann gesetzlich geregelt und kontinuierlich gesenkt, in den 1960er-Jahren wurde zum Beispiel noch der arbeitsfreie Samstag eingeführt. Eine Zeit lang herrschte die Vorstellung, dass die Arbeitsbelastung gleichsam als Zivilisationsfortschritt stetig zurückgehen würde. Doch die Entwicklung der letzten zwanzig bis dreissig Jahre zeigt, dass es eher wieder angezogen hat, es werden insbesondere von höher qualifizierten Mitarbeitern wieder höhere Arbeitszeiten erwartet. Gleichzeitig werden durch die Digitalisierung wieder Zukunftsmodelle aufgezeigt, nach denen die Menschen dank Robotern weniger arbeiten müssen. Diese Schwankungen können dann auch andere Dinge auslösen. Zurzeit haben wir eine relativ hohe Anerkennung von individuell unterschiedlichen Lebensmodellen. Die einen arbeiten viel, die anderen weniger, und das ist gesellschaftlich anerkannt. Doch auch im Blick auf diese Erwartung kann es wieder Spannungen geben. Es würde vor allem dann Spannungen geben, wenn eine Mehrheit unterstützt werden müsste, die nicht arbeiten kann oder will.»

Lukas Gschwend
Jurist

«Bis heute bedeutet (eine bezahlte) Arbeit zu haben ein wichtiges Identifikations- und Integrationsmerkmal. Arbeitslosigkeit kann stigmatisierend wirken. Wer heute keine Arbeit hat, hat die Möglichkeit, auf eine breite Palette sozialer Sicherungen zurückzugreifen. Die Unterstützung ist aber mit einer Offenlegung des gesamten Lebens verbunden. Der Verdacht eines Missbrauchs der Sozialwerke schwingt immer mit. Das zeigt sich in der Diskussion um die Einsetzung von Sozialdetektiven. Damals wie heute ist es für viele Menschen deshalb schwierig, den Schritt zu gehen und sich Hilfe zu holen.»

Loretta Seglias
Historikerin

«Heutzutage gilt es für viele junge Leute als attraktiv, viel Arbeit zu haben und gefragt zu sein. Ein Unterschied ist aber, dass nur das Arbeiten an sich, der Einsatz vieler Stunden, alleine nicht unbedingt einen grossen Wert hat, sondern eher, gute Ideen zu haben, etwas entwickelt zu haben, etwas Innovatives geleistet zu haben. Leistung und Effizienz sind gefragt, während Arbeit im Sinne fleissiger Beschäftigung für sich genommen wenig zählt. Das ist ein Unterschied von der Mentalität her. Wertgeschätzte Arbeit ist heute eher mit wirtschaftlichem Erfolg verbunden. Jemand, der Ausdauer hat und schuftet, aber doch nicht auf einen grünen Zweig kommt, da denken wir heute, der hat etwas falsch gemacht. Der junge Unternehmer, der im Alter von 35 Jahren sein erstes Startup für mehrere Millionen verkauft, wird hingegen dafür bewundert, dass er eine schlaue Idee hatte. Das tugendhafte Arbeiten alleine hat also an Wert verloren, während eine erfolgreiche Leistung, also Arbeitsertrag pro Zeiteinheit, wertgeschätzt wird.»

Lukas Gschwend
Jurist

«Die Sozialhilfe steht heute nicht mehr als Notlinderung einfach so zur Verfügung, sondern erfordert Gegenleistung: arbeiten und kooperieren. Bekannt sind die Beschäftigungsprogramme, in denen, ähnlich wie in den von der UEK untersuchten Anstalten, eine Art ‹Arbeit unter Druck› Teil des Programms ist: In der Regel bekommen den vollen Betrag der Sozialhilfe diejenigen, die sich in die Beschäftigungsprogramme eingliedern und dort arbeiten. Ansonsten kann es empfindliche Abzüge geben. Die Beschäftigungsprogramme verstehen sich als Mittel zur Arbeitsintegration und Aktivierung. Das heisst, es wird versucht, die Menschen möglichst rasch aus der Abhängigkeit von der Sozialhilfe herauszukriegen und wieder in den Arbeitsmarkt hineinzubringen. Diese Programme können eine Förderung sein, aber auch eine Belastung, etwa wenn die familiäre Situation oder der Arbeitsweg einer Person nicht berücksichtigt werden. Meiner Meinung nach sollten die Programme für eine freiwillige Nutzung zur Verfügung stehen, ohne dass mit der Bemessung des Sozialhilfebetrags Druck gemacht wird. Es gibt Teilnehmerinnen und Teilnehmer, die gerne und freiwillig in den Beschäftigungsprogrammen arbeiten, bei anderen erweisen sie sich als wenig zielführend für eine Integration in den Arbeitsmarkt. Ein anderes Thema sind die sogenannten Sozialfirmen, in denen diejenigen, die Sozialhilfe empfangen, zur Arbeit verpflichtet werden können. Diese Firmen finanzieren ihren Betriebsaufwand zu rund der Hälfte durch selbst erwirtschaftete Erträge, die andere Hälfte durch personenbezogene Zuschüsse der Sozialämter – ähnlich wie die historisch untersuchten Anstalten. Das ist also weiterhin ein Thema, bei dem man gut hinschauen muss.»

Gisela Hauss
Sozialwissenschaftlerin

«Die Frage nach dem Umgang mit dem Begriff der Arbeit ist eine Aufforderung, mit Begriffen generell ehrlich umzugehen. Mir ist ein Anstaltsleiter lieber, der sagt, er habe einen grossen Landwirtschaftsbetrieb, der so und so viele Arbeitskräfte erfordere und den Internierten wenigstens eine Beschäftigung biete, als einer, der behauptet, den Internierten mit der Arbeit auf dem Feld etwas unglaublich Wertvolles zu bieten. Meine Forderung an die Verantwortlichen von heute heisst demnach: Seien Sie ehrlich – speziell in Bezug auf die Schwächen in dem System, für das Sie verantwortlich sind.»

Beat Gnädinger
Historiker

SOMMER- UND HERBST-ANGEBOT: DIE LETZTEN PLÄTZE IN DEN WAADTLÄNDER ALPEN

Ed Wige

Sie sind ein gefährliches Element für die Gesellschaft? Sie leiden unter Faulenzerei oder Fehlverhalten? Ihre Sittenwidrigkeit lastet schwer auf Ihnen? Dann haben wir etwas für Sie: die administrative Versorgung.

Unser Angebot unter Leitung des Justiz- und Polizeidepartements steht allen Erwachsenen ab 18 Jahren offen, die eines oder mehrere der folgenden Kriterien erfüllen:

a) gibt sich regelmässig der Prostitution hin oder fällt durch einen liederlichen Lebenswandel auf,
b) bezieht sein Einkommen ganz oder teilweise aus dem lasterhaften Leben anderer,
c) erzielt sein Einkommen hauptsächlich aus untersagtem Glücksspiel,
d) gefährdet durch schlechten Lebenswandel oder Faulenzerei die Sicherheit oder Gesundheit anderer.

Unser Angebot ist eine Qualitätsdienstleistung für die Einwohner des Kantons Waadt und bietet Ihnen Betreuung rund um die Uhr. Der maximale Leistungsanspruch beträgt drei Jahre. Eine Untersuchung, eine oder mehrere Anhörungen sowie die Eingliederung in eine Arbeiterkolonie sind inbegriffen.

Kontaktieren Sie uns im Voraus, um die Aufnahmeprozedur zu erleichtern – sei es für Sie selbst, für ein Familienmitglied oder für eine Person aus Ihrem Bekanntenkreis, die Sie uns gerne anvertrauen möchten.

Unser Angebot garantiert qualitativ hochwertige Leistungen. Wir passen unsere pädagogischen Inhalte den Wünschen und Bedürfnissen der Versorgten an. Professionelles Personal steht den Programmteilnehmern bei den diversen Aktivitäten zur Seite und gewährleistet, dass sie aktive Akteure ihrer Versorgung sind.

In unseren mehr als 30 Jahren Erfahrung haben uns 146 Menschen, 104 Frauen und 42 Männer, ihr Vertrauen geschenkt. Wann kommen Sie zu uns?

« Ich bin sehr zufrieden mit meinem Aufenthalt. Vorher habe ich mich der Faulenzerei und einem schlechten Lebenswandel hingegeben und so die öffentliche Ordnung gefährdet. Die Kolonie hat mir nun Ordnung und Disziplin beigebracht. »

Denise, 32 Jahre

Dieser Text basiert auf den Dokumenten *Rapport historique sur les dispositifs vaudois d'internement administratif (1900–1970)* und *Arrêté du 24 octobre 1939 concernant l'internement administratif d'éléments dangereux pour la société*: www.bit.ly/collaud2015, www.bit.ly/arreteVD1939.

EXPO 64

Sarah Marie

Auf dem Tisch eine gute Flasche. Gut oder nicht, eine Flasche und Sonne. Alles, wovon ich jahrelang geträumt hatte – da war's, direkt vor mir. Diese Freude habe ich mir immer bereitet, sobald ich konnte und Zeit hatte. Ich hatte das vermisst. Geniessen. In Ruhe. Ohne Druck. Ausstellung vorbei! Für mich. Denn für die anderen fing sie ja gerade erst an. 550 000 m². Kannste glauben. Acht Sektoren. Technische Meisterleistungen. Einschienenbahn. U-Boot. Und die ganzen Pavillons.

Auf der Terrasse des Bistros hörte ich die Menschen reden. Alle Tage, in allen Mündern war es, schon seit Monaten. Ich war sehr stolz darauf. Diese Stunden Arbeit, diese vollen Tage im Beton. Mein Rücken erinnert sich noch. Und dann, zum Frühlingsanfang, nichts mehr. Wir hatten die Konstruktionen fristgerecht geliefert. Das Nötige gemacht. Unsere Arbeiterhosen weggeräumt. Durften sie nicht rausholen. Wir durften vor Ort sein, aber nicht in Arbeiterhosen.
Einmal bin ich hingegangen. Nur einmal. Immerhin mal anschauen. Das Tal anders sehen, nicht als Baustelle. Und mich hat wirklich schockiert, dass alles so sauber war. Alles ordentlich. Nichts lag da herum. Ein unauffälliges Reinigungsteam. Oasen aus Träumen, Erfindungen und Entdeckungen. Sich der Welt als eine innovative Schweiz präsentieren. Alles war fertig und glatt, aber ich muss sagen, ich fand die Ausstellung beim Aufbau fast schöner. Jeden Tag wuchs sie an. Das mit anzusehen war beeindruckend. Manchmal haben wir wochenlang, monatelang so fieberhaft an irgendeiner Aufgabe oder einem Teil des Pavillons hantiert, dass uns der neue Anblick, als wir schliesslich rauskamen aus unserer Routine, ganz sprachlos

machte. Fast wie all die Leute, die vom Bahnhof kamen. Von hier und da. So berichteten sie im Radio. Aus der ganzen Welt strömten die Leute herbei. Aber wir hatten die Ausstellung langsam wachsen sehen und sogar daran mitarbeiten dürfen. Ich habe da so viel Zeit verbracht. Jahre. Also hatte ich mir eine kleine Pause verdient. Aber diese schöne Schweiz, diese von der Zukunft träumende Schweiz, diese Schweiz war es doch, die uns eingesperrt hatte. Dich, mich und all die anderen. Und doch haben sie uns geholt für den Aufbau. Wie froh sie immer waren, wenn einer zur Gruppe stiess. Zum Dank: nichts, nicht mal ein anderer Job. Sicher, Aufträge von solchem Ausmass gibt's nicht alle Tage. Also wurde mir diese Pause, diese meine Pause ein bisschen aufgezwungen. Dann die Flasche auf der Terrasse … auch das: ein Zeitvertreib.
Als dann die Polizisten kamen, die mich am Arm packten und vor die Terrasse schleiften, kannten sie keinerlei Hemmungen. Faulenzerei, dass ich nicht lache!

Wie kann die Expo 64 mit der administrativen Versorgung verknüpft werden – zwei verschiedene Facetten der Schweiz? Mit Blick auf die Archivbilder waren es alle die Arbeiter hinter den Bauten, die mich angesprochen haben. Was ist aus ihnen geworden?

Fragen zu gestern sind Fragen von heute

HABEN ALLE EIN RECHT AUF (AUS-) BILDUNG?

Nicht alle hatten gleichen Zugang zu Bildung: Die administrative Versorgung von Jugendlichen und jungen Erwachsenen hatte einschneidende Auswirkungen auf deren Berufsbildung und späteren Werdegang.

» Mehr dazu im **Band 8**: Kapitel 3, 6, 7 und 11 »

Für Jugendliche und junge Erwachsene waren in einigen Anstalten Berufslehren vorgesehen. Die Ausbildungsmöglichkeiten waren jedoch begrenzt und die Mitsprache bei der Wahl der Ausbildung vielfach eingeschränkt. Sie dienten keinem sozialen Aufstieg, sondern galten einer Existenzsicherung nach einer Internierung.

Auch das Anstaltspersonal war kaum ausgebildet. Von einer Professionalisierung kann erst im Verlauf der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts gesprochen werden. Diese hatte Einfluss auf die Arbeitsbedingungen und Handlungsmuster der Angestellten – und damit auch auf den Umgang mit den Internierten.

» Mehr dazu im **Band 5**: Kapitel 3.2 und 4.2 »

In einigen Anstalten standen den Männern Ausbildungen im handwerklichen Bereich offen, den Frauen in haushaltsnahen Berufen. Viele der administrativ versorgten Männer und Frauen konnten jedoch keine Ausbildung machen. Wenn sie als Jugendliche versorgt worden waren, wirkte sich das auf ihre soziale Positionierung nach der Entlassung besonders negativ aus. Einigen Betroffenen gelang trotz grosser Erschwernisse eine Ausbildung und damit ein beruflicher Einstieg, doch bildeten sie eher die Ausnahme. Auch fällt auf, dass etliche Betroffene erst nach gesundheitlichen Krisen oder Unfällen im Rahmen von «Umschulungen» oder «Aktivierungsmassnahmen» der Sozialversicherungen eine Ausbildung abschliessen konnten – erneut unter erzwungenen Umständen und mit sehr unsicherem Ausgang in Bezug auf ihre Berufschancen auf dem Arbeitsmarkt.

Eine gute Grundausbildung hat einen hohen Stellenwert. Denn sie ist nicht nur eine wichtige Voraussetzung für ein geregeltes Einkommen, sondern zum Beispiel auch dafür, die eigenen Rechte zu kennen, zu verteidigen – oder zu hinterfragen. Doch wie steht es um die Chancengleichheit?

«Bildung ist etwas ganz Wesentliches und wurde in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts als ein Grundrecht in verschiedene Kantonsverfassungen und, eingeschränkt auf Grundschulunterricht, auch in die Bundesverfassung aufgenommen. Bildung teilt auch soziale Chancen zu. Durch Bildung kann soziale Benachteiligung teilweise kompensiert werden. Im Untersuchungszeitraum der UEK wurde soziale Benachteiligung hingegen als Grund für keine oder nur wenig Bildung wahrgenommen. Den Menschen wurde zum Teil eine Ausbildung verweigert in der Annahme, dass sie bestimmte Voraussetzungen nicht erfüllten, etwa weil sie die ‹öffentliche Ordnung› nicht respektierten. Dieser Mechanismus führte zu einem Andauern der Benachteiligung und zu Ausgrenzung.

Wenn die Ausbildung fehlt, dann prägt dies eine Person ihr Leben lang, denn es ist entscheidend für ihren künftigen sozialen Status und ihre Chancen. Deshalb ist das Recht auf Bildung ganz zentral und muss sich in der Realität auch unabhängig von der sozialen Herkunft verwirklichen, sonst ist es verletzt. Diese Rechtsansprüche, die heute gelten, waren in der Zeit, die die UEK erforscht hat, nicht gewährleistet.

Die Frage nach dem Recht auf Bildung wird heute im Kontext der Sans-Papiers wieder diskutiert. Lange Zeit war unbestritten, dass Kinder von Sans-Papiers eine Ausbildung erhalten, ohne dass Schulbehörden an ausländerrechtlichen Meldungen mitzuwirken hätten. Dies wird nun wieder infrage gestellt mit der Begründung, dass die betreffenden Personen durch die illegale Einreise die ‹öffentliche Ordnung› verletzt hätten. Das Recht auf Bildung wird heute also faktisch infrage gestellt. An diesem Beispiel wird sichtbar, dass Gefährdungen von Rechtspositionen nicht ein für alle Mal weg sind.»

Markus Notter
Jurist

«Bildung ist unglaublich wichtig. Nicht nur, um den Lebensunterhalt zu finanzieren, sondern auch für die Entwicklung des Selbstverständnisses und die Fähigkeit, sich bei Bedarf zu verteidigen und die eigenen Rechte durchzusetzen. Oftmals wurden administrativ Internierte schlicht nicht gehört, aber sie waren auch ‹sprachlos›, weil sie sich zum Beispiel nicht ausdrücken konnten, weil sie nicht wussten, wie man mit Behörden spricht, oder zum Teil gar nicht schreiben, sich kaum Gehör verschaffen konnten. Bildung gibt den Menschen auch die Möglichkeit, sich Sprache zu verschaffen, eine Stimme zu bekommen.»

Loretta Seglias
Historikerin

«Allgemein wird davon ausgegangen, dass durch Ausbildung, durch die Grundschule alle Kinder die gleichen Chancen haben. Doch zwischen Schule und Ausbildung sowie zwischen Ausbildung und Beruf gibt es Schwellen, die wieder zu einer Ungleichheit führen. So zeigen Studien, dass viele Jugendliche mit

ausländischen Namen trotz hervorragender Sprachkenntnisse und schulischer Leistungen bei der Lehrstellensuche benachteiligt werden, und dann ist die Ungleichheit wieder da. Und wenn eine Familie bereits in Armut lebt, kann sie den Kindern zum Beispiel keine Nachhilfestunden organisieren, und dann sind diese Schwellen von einer Stufe zur nächsten noch viel grösser – das ist strukturell bedingt.»
Gisela Hauss
Sozialwissenschaftlerin

«Das Beispiel der administrativen Internierungen zeigt deutlich, dass nicht alle Menschen dasselbe Anrecht auf Bildung hatten. Wenn wir nun behaupten, dies sei heute anders, dann verschliessen wir die Augen vor der Realität. Ungleichheiten in den Bildungsmöglichkeiten bestehen auch in der Schweiz, wenngleich wir im internationalen Vergleich ein gutes und differenziertes Bildungssystem haben.»
Loretta Seglias
Historikerin

«Kinder in Erziehungsheimen und Jugendliche und junge Erwachsene in Zwangsarbeitsanstalten konnten bis in die 1970er-Jahre hinein nur selten eine Ausbildung absolvieren. Einen Sekundarschulabschluss konnten nur wenige von ihnen machen, geschweige denn einen gymnasialen oder einen Hochschulabschluss. Diejenigen, die wenigstens eine Lehre machen konnten – etwa als Korber, Schlosser oder Schuhmacher –, befanden sich danach in der Situation, dass diese Ausbildungen nicht mehr zeitgemäss waren, sodass sie nach der Entlassung Mühe hatten, mit dem gelernten Beruf auf einen grünen Zweig zu kommen. Hinzu kam, dass der heiminterne Ausbildungsort

ein Hindernis war, denn aufgrund der Stigmatisierung weigerten sich viele Arbeitgeber, ‹solche Leute› anzustellen.

Heute sind in den Heimen oft auch externe Ausbildungswege möglich, die den kognitiven und praktischen Fähigkeiten der jeweiligen Individuen entsprechen; die Wahlfreiheit ist also grösser. Zudem erlauben Schul- und Lehrabschlüsse von externen Institutionen, also ausserhalb des Heims, das Stigma des ‹Heimkinds› bei Bewerbungen zu umgehen. In dieser Hinsicht hat sich einiges verändert.»

Thomas Huonker
Historiker

«Berufsbildung in Heimen hat eine lange Geschichte und findet sich bereits in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts. Wenn ich nun die heutigen Berufsbildungsheime für männliche Jugendliche anschaue, so kann ich in Bezug auf die Ausbildungsmöglichkeiten eine grosse Kontinuität feststellen. Die meisten angebotenen Berufsausbildungen gehörten und gehören zum handwerklichen Bereich wie Schreiner, Maler, Schuster, heute kommt noch der Autolackierer dazu. Doch in diesem handwerklichen Bereich bietet der Arbeitsmarkt nicht mehr genügend Stellen an, was für die Zukunftsperspektiven dieser Jugendlichen problematisch ist. Manche Jugendliche müssen monotone, repetitive Arbeiten ausführen, die ihre Fertigkeiten kaum fördern. IT-Ausbildungen hingegen gibt es in den Heimen zum Beispiel nur ganz wenige. Im Bereich der internen Berufslehre in den Heimen könnte eine Ausweitung des Angebots den Jugendlichen mehr Chancen auf dem Arbeitsmarkt geben.»

Gisela Hauss
Sozialwissenschaftlerin

MEIN VATER

Sarah Marie

Hilf mir, Vater, hilf mir!
Sie haben mir gerade Bleistift und Papier gegeben.
Da. Gerade eben. Im Refektorium.
Für mein gutes Betragen, hiess es, und die anderen
freuten sich offenbar für mich.
Aber Vater, Vater. Was soll ich damit anfangen?
Schreiben?
Meiner Mutter? Sie kennen meine Mutter nicht.
Sie erwartet nichts von mir, am wenigsten einen Brief.

Schreiben. Schreiben. Schon das Lesen, ich kann nicht. Das war schon immer so. Nichts zu machen. Meine Lehrerinnen haben rasch aufgegeben. Und selbst meine Mutter hat es nicht hinbekommen. Dabei unterrichtet sie uns normalerweise. Alle aus dem Dorf haben in ihrer Klasse gelesen und geschrieben. Ich nicht. Ich kann nicht. Ich schaffe es nicht.
Klar klappt manchmal was nicht. Wir waren bei verschiedenen Ärzten. Aber dafür gibt's keine Behandlung. Nicht lesen können, nicht schreiben, das ist keine Krankheit. Faulpelz, aber für meine Mutter ging's noch um mehr. Sie war felsenfest davon überzeugt. Es ist nicht so, dass ich nicht wollen würde, es geht einfach nicht, und zwar bei keinem Wort. Sie war beim Spezialisten, nichts. Lange Jahre hat sie es probiert, nichts.
Das Schlimmste ist, dass es mit Zahlen klappt und im Zusammenhang begreife ich's auch. Wenn wir in der Schule Leistungskontrollen hatten und vor der Klasse stehen mussten, da hatte ich gute Noten. Ja! Wirklich! Was der Lehrer auch erklärte, ich hab's mir gemerkt und konnte es auch erklären. Aber sobald man lesen oder schreiben musste. Vorbei, ich schaffte es nicht.

Ich bin sogar ins Pensionat gegangen, aber nichts zu machen, ging nicht. Die haben mich wieder heimgeschickt. Also hab ich den Leuten im Viertel geholfen. Der Nachbarin. Aber das war keine Lösung, nicht für meine Eltern. Sie wollten, dass ich studieren gehe, und das ging nicht.
Sie haben mir von hier erzählt. Sie meinten, ich würde einen Haufen nützlicher Sachen lernen, Erziehungsanstalt, Arbeitskolonie. Das war ihrer Meinung nach die letzte Lösung. Ich habe ihnen vertraut.
Meine Eltern, ich glaube, die konnten einfach nicht mehr. Das war zu viel. Als Ältester hätte ich mit gutem Beispiel vorangehen sollen, aber meine Brüder hatten keinerlei Probleme. Sie haben angefangen zu zweifeln. An mir, an meinen Fähigkeiten, vielleicht an meiner Aufrichtigkeit. Also kam die Polizei mich holen. Eines Abends. Und niemand war auf der Strasse. Meine Eltern mussten erzählen, dass ich nicht mehr zu Hause wohne – stimmte ja auch ein Stück weit. Ich spürte, wie sie sich schämten. Je mehr die Jahre vergingen, desto grösser die Scham. Ich versteh das. So ein Kind wie ich für eine Schriftstellerin und einen Professor, das konnten sie nicht.

Und nach ein paar Monaten finde ich mich also hier wieder. Mit diesem Blatt, diesem Bleistift in meinen Händen. Aber was soll ich damit? Vater, hilf mir!

Gesund? Krank? Wer entscheidet das? Wie wurde ein Legastheniker wahrgenommen, verstanden oder missverstanden? Heute gibt es Hilfsmittel, aber damals? Das sind die Fragen, die diesen jungen Mann geprägt haben, der beim Schreiben verloren war.

ZWEI FREUNDE

Lisiane Rapin

schlechte erziehung
schlechte was
erziehung
ach so alles klar
und was ist das schlechte erziehung
keine ahnung
ein kind das den damen an den röcken zieht
es gibt viele schlawiner auf den pausenhöfen
und warum machen sie das die kinder
keine ahnung schlechte erziehung

schlechte erziehung paul!
was ist denn das schlechte erziehung
ein lautes kind mit seinen flinken beinen huscht es zwischen
die röcke dieser damen
sicher paul bist du dir sicher
…
nein
nein vielleicht meint man mit schlechter erziehung die
kleidung
die kleidung wirklich
wieso
die kleidung die nackte haut zeigen
wobei ich nackte haut ja nicht ungern sehe
die ist schön
schlechte erziehung ist nicht die kleidung paul
man zieht sich an wie man will
bist du sicher
…
ein kind auf dem rücken, das auf dem schulhof durchdreht
vielleicht ist das schlechte erziehung

das kind darf sich ja nicht ausdrücken
ja ja ich glaub nicht du machst mich verrückt
mit deinen erziehungsfragen
warte paul paul
das kind ist lebhaft warum will man dass es leblos wird
es muss
wieso muss es
das ist hier so
…
warte jetzt hab ichs
schlechte erziehung das sind die eltern
ihre familie
nein nein jetzt bring nicht alles durcheinander
in der schule lernen sie zuhause werden sie
verdorben
nicht alle paul
nein nicht alle
was dann
was ist dann schlechte erziehung
du gehst mir auf die nerven

«Was ist eine gute Ausbildung und wer entscheidet darüber?» Ein vergebliches Gespräch zwischen zwei Freunden, das darauf abzielt zu verstehen, was eine schlechte Bildung ist und warum. Die Gründe sind unklar, ebenso die Ursachen.

Fragen zu gestern sind Fragen von heute

WER IST ARM?

IST MAN FÜR DIE EIGENE ARMUT VERANTWORTLICH?

Die Geschichte der administrativen Versorgung lässt sich auch als eine Geschichte des Umgangs mit Armut lesen: Viele Menschen, die administrativ versorgt wurden, stammten aus ärmeren Bevölkerungsschichten. Armut war aber oft auch die Konsequenz einer Internierung, da die oft damit einhergehende mangelnde Ausbildung und das Stigma der Versorgung das Leben dieser Menschen prägten.

Die Frage, ob Menschen für ihre Armut selber verantwortlich sind, wird seit Jahrhunderten kontrovers diskutiert. Der angeblich «betrügerische» Arme als Gegenbild zum «ehrlich» arbeitenden Bürger spielte auch in den Debatten um die Gesetze zur administrativen Versorgung und zu den fürsorgerischen Zwangsmassnahmen eine zentrale Rolle. Die enge Verflechtung von Sozialhilfe und Kontrolle sieht man in der Schweiz auch heute.

» Mehr dazu im **Band 3**: Kapitel 1.1, 3.1 und 3.2 »

» Mehr dazu im **Band 7**: Kapitel 3 «

Die Behördenvertreter nannten Armut nicht als Grund für Versorgungsmassnahmen, aber implizit leiteten Armut und finanzielle Überlegungen das behördliche Handeln. Wegen der erst spät eingeführten Sozialversicherungen (ab der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts) galten in den Gemeinden die Anstaltsversorgung und die damit verbundene Zwangsarbeit lange Zeit als günstigste Unterbringungsmöglichkeit für bedürftige Personen.

» Mehr dazu im **Band 6**: Kapitel 2 «

Seit dem 19. Jahrhundert existierten sogenannte Armenhäuser oder Bürgerheime, die von den Gemeinden geführt wurden und die institutionalisierte Antwort auf Altersarmut darstellten. Aus Armenhäusern wurden ab den 1970er-Jahren oftmals Altersheime. Diese Armenanstalten zeigen die verschwommenen Grenzen der administrativen Versorgung auf: Was ist Fürsorge im Alter, wo beginnt der Zwang?

» Mehr dazu im **Band 5**: Kapitel 2, 4.1., 4.2 und 4.4 «

Typisch für die von administrativer Versorgung Betroffenen war nicht nur Armut im ökonomischen Sinn. Sie zeichneten sich auch durch besondere Schutzlosigkeit aus und waren gesellschaftlich marginalisiert. Ihre Herkunft, zum Beispiel als Kind einer jenischen Familie oder einer unverheirateten Mutter, wirkte als Stigma und hatte oftmals einen sehr negativen Einfluss auf ihre Biografie. Dies war mit eine Ursache, weshalb es zur administrativen Versorgung im Jugend- und Erwachsenenalter kam. Viele waren auch nach ihrer Entlassung von Armut betroffen.

» Mehr dazu im **Band 4**: Exkurs Kapitel 2.2 »

Anhand eines Eintrittsregisters der Einrichtungen von Bellechasse – 2617 Einträge zu 1308 Männern und 212 Frauen aus dem Kanton Freiburg zwischen 1920 und 1980 – können die Berufsgruppen der internierten Frauen und Männer untersucht werden. Man sieht, dass die Mehrheit der Internierten zuvor einen Beruf mit geringen Qualifikationen ausgeübt hatte. Bei den Frauen ist mehr als die Hälfte als «Hausfrau» oder mit dem Vermerk «ohne Beruf» erfasst, was darauf hindeutet, dass sie kein eigenes Einkommen hatten (ausser die Prostituierten, die manchmal auch unter diesen Rubriken erfasst wurden). Wenn man die Personendossiers genauer anschaut, erkennt man, dass die Internierung kaum die geeignete Unterstützung für die Bedürfnisse vieler Personen war. Armut, Invalidität oder ein problematischer Alkoholkonsum – der nicht als heilbare Krankheit, sondern mit fehlendem Willen und Moral erklärt wurde – hatten zu sozialer und wirtschaftlicher Benachteiligung dieser Menschen geführt. Doch das Ziel der Behörden war es nicht, diesen Bedürfnissen zu entsprechen. Es ging darum, diese Menschen möglichst kostengünstig zu «verwalten».

» Mehr dazu im **Band 8**: Kapitel 3 und 4 »

Die «Nacherziehung» innerhalb der Anstalten diente keinem sozialen Aufstieg. Somit erfuhren die Internierten oftmals keine Verbesserung ihrer wirtschaftlichen Situation nach der Entlassung. Da zum Teil Eltern, Ehepartner und Verwandte für die Unterbringungskosten aufkommen mussten, brachte die Internierung zudem jahrelange Schulden für die betroffenen Familien mit sich.

In der Schweiz arm zu sein bedeutet heute, dass der Lohn nicht ausreicht, um den Lebensunterhalt zu bestreiten – Miete, Essen, Kleidung, Krankenkasse, Hygiene, Bildung, Kommunikation, Verkehr, Freizeit usw. Im Jahr 2016 waren in der Schweiz laut der Hilfsorganisation Caritas über eine Million Menschen armutsbetroffen oder armutsgefährdet. Kann die historische Forschung für heutige Fragen im Umgang mit Armut sensibilisieren?

«Armut ist etwas, was bei allen konjunkturellen Schwankungen doch eine gewisse Konstanz aufweist, auch wenn man früher Armut nach anderen Kriterien gemessen hat als heute. Heute gibt es in der Schweiz die versteckte Armut. Dass Armut verdeckt wird, zeigt, dass Arm-Sein auch mit sehr viel Scham verknüpft sein kann. Das bedeutet, dass in der Schweiz arm zu sein Folgen hat: Die armutsbetroffenen Personen lassen sich nichts anmerken, sie gehen vielleicht doch nicht zum Sozialdienst oder nur mit Skrupeln. Dabei gibt es ein Recht auf Sozialhilfe.»

Gisela Hauss
Sozialwissenschaftlerin

«Aus den Gesprächen mit Betroffenen geht eine Thematik immer wieder hervor: die Übertragung oder Übernahme von Armut als Folge von fürsorgerischen Zwangsmassnahmen, die innerhalb einer Familie und über mehrere Generationen hinweg erfahren werden – wie zum Beispiel Fremdplatzierungen von Kindern. Einige Betroffene fragen sich, wie dieses scheinbare Schicksal unterbrochen werden soll, damit sie ihren Kindern etwas anderes als Armut mit auf den Weg geben können.

Die Problematik der Weitergabe von Armut war den Behörden bereits Ende des 19. Jahrhunderts bekannt und wurde damals als ‹Pauperismus› bezeichnet. Schon damals gab es verschiedene Lösungsvorschläge; durchgesetzt haben sich die repressivsten. Die Debatten, die damals geführt wurden, und die Vorschläge der ‹Verlierer der Geschichte› könnten in aktuelle Überlegungen zu Armutsfragen einfliessen.»

Anne-Françoise Praz
Historikerin

«Armut bedingt auch einen sozialen Ausschluss. Fahrtkosten oder Kinderbetreuungsplätze sind schwierig zu bezahlen. Gerade auch Kinder und Jugendliche, die in armutsbetroffenen Familien aufwachsen, erfahren viele Einschränkungen, wenn sie ihre Freizeit mit Mitschülerinnen und Mitschülern verbringen wollen. Vieles kostet zu viel und sei es nur der Eintritt ins Schwimmbad.

Es ist mir ganz wichtig zu sagen, dass es ökonomische und gesellschaftliche Strukturen sind, die zu Armut führen, und kein individuelles Verschulden. Heute fallen zum Beispiel die prekären Arbeitsverhältnisse auf. Bei befristeter Arbeit ist keine Krankheit, kein Mutterschaftsurlaub usw. mehr versichert. Und da kann eine Person noch so bereit sein zu arbeiten: Sie ar-

beitet und ist arm. Es gibt dafür den Begriff der ‹working poor›. Durch die prekären Arbeitsverhältnisse ist die Armut in der Mitte der Gesellschaft angekommen, jeder oder jede kann in die Armut abrutschen. Vor zehn Jahren bedeutete ein Beruf Sicherheit, heute ist das nicht mehr so.»

Gisela Hauss
Sozialwissenschaftlerin

«Zu sagen, all jene, die zu wenig Ressourcen hatten, seien dafür selbst verantwortlich gewesen, ist schlicht falsch. Niemand kann steuern, wo und wie er oder sie geboren wird. Niemand kann etwas dafür, unter welchen wirtschaftlichen Voraussetzungen er oder sie aufwächst. Kommt dazu: Je knapper die verfügbaren Ressourcen sind, desto grösser werden die Risiken. Wenn dort etwas passiert oder Platz greift, wo keine Reserven vorhanden sind – Unfall, Tod, Krankheit, Scheidung –, dann ist die Gefahr gross, dass ein System, zum Beispiel eine arme Familie, unmittelbar zusammenbricht – mit Folgen für alle, vor allem für die Schwächsten unter den Schwachen, die Kinder und Jugendlichen.»

Beat Gnädinger
Historiker

«Die Tatsache, dass man nichts Eigenes mehr besitzt und in eine Lage gebracht wird, in der man kein Gut, kein Kapital, nicht nur materielles, sondern auch soziales Kapital wie etwa Beziehungen, besitzen kann – das ist eine Situation, die schrecklich schmerzhaft und gefährlich ist. Wenn man nichts Eigenes mehr hat, kann man sich nicht mehr verteidigen. Man muss etwas besitzen, um sich selbst zu gehören, wie der Soziologe Robert Castel sagt. Wir müssen uns auf etwas stützen

können, das uns gehört, auf soziale, beziehungsmässige und materielle Ressourcen, damit wir sozial, ja damit wir überhaupt existieren können.»

Anne-Françoise Praz
Historikerin

«Die Schere zwischen Reich und Arm ist keineswegs verschwunden. Sie existiert bis heute, in der Schweiz selbst – und ohnehin in der Welt insgesamt. Global gesehen gehören wir zu jenem Teil, der stark von der offenen Schere profitiert. Einer Mehrheit in der Schweiz kommen die überaus tiefen Preise für Rohstoffe und landwirtschaftliche Produkte aus aller Herren Ländern zugute; einer Mehrheit der Menschen geht es umgekehrt. Das Bewusstsein, dass dies auf Dauer nicht gut geht, kann nicht ausgeprägt genug sein. Denn die soziale Ungleichheit birgt zusammen mit unserem Ressourcenverschleiss und der Klimaerwärmung Gefahren für alle. Es ist ein absurdes Szenario im Gang: Der vermögende Teil der Menschheit hüpft zum Vergnügen und fürs Geschäft per Flugzeug über alle Kontinente, zu Spottpreisen, klimatisiert. Gleichzeitig verstärken sich die Migrationsbewegungen weg von armen in reichere Länder, von kriegsversehrten in friedlichere Gegenden, vom perspektivenlosen Land in die verheissungsvolle Stadt. Diese Bewegungen geschehen zu Fuss, auf maroden Schlauchbooten und in Standard-Containern (ISO-Norm 668), diesem Sinnbild der Globalisierung. Unklimatisiert.»

Beat Gnädinger
Historiker

WER DEFINIERT DIE ARMUTS-SCHWELLE?

Marilou Rytz

Die Armutsschwelle. Eine Schwelle, das ist, was sich am Eingang findet, eine Fliese oder ein Brett, um innen von aussen zu trennen.
Es gibt die drinnen, im Warmen.
Und es gibt die draussen.
Ich bin natürlich drinnen. Ich habe das Haus erbaut, die Schwelle entworfen. Habe darüber entschieden, wo sie platziert wird und wen sie aufnimmt. Ich bin Gesellschafts-architekt.
Ich gehöre zu denen, die auf der obersten Etage wohnen, den

Privilegierten. Ich habe sogar ein persönliches Büro. Ein sehr grosses Büro, üppig, mit Prunk. Es gibt ein paar dieser Zimmer, für andere Architekten. Aber wir sind nur wenige. Die Menschen, die so hart gearbeitet haben, die sich diesen Luxus verdient haben, sie sind selten.

Es gibt viele Etagen, viele Zimmer. Salons voller schöner Damen und feiner Herren, Wohnzimmer für grosse Familien, die sich zuweilen über mehrere Generationen hinweg ansammeln. Küchen gibt es für die, die ihren Platz in der Gastronomie haben, Badezimmer für die Arbeiter und kleine Toiletten gleich am Eingang. Je weiter man hinabsteigt, desto baufälliger und maroder werden die Zimmer. Aber wir haben achtgegeben, wir haben die Schwelle gut platziert. Man kann nicht zulassen, dass das Gebäude einstürzt. Selbst in den untersten Etagen lässt es sich leben.

Man kann natürlich umziehen. Eine Etage höher oder eine tiefer, nebenan. Für eine höher muss man viel arbeiten, ein leichtes Nachlassen genügt für eine tiefer. Und dann gibt es sogar die, die aus Nachlässigkeit die Schwelle überqueren.

Ich sorge mich um die, welche – wie man sagt – unter der

Schwelle leben. Sie sind vor allem auf der falschen Seite der Tür. Ich kann sie nicht hereinlassen, aus Angst, sie würden das Gebäude schwächen. Aber ich kann sie ebenso wenig draussen zurücklassen, sie drohen von aussen alles einzuschlagen, um sich Zutritt zu verschaffen. Dann würden wir das Haus einstürzen sehen. Also habe ich ein neues Gebäude gebaut, das hat nur eine einzige Etage. Ein Gebäude für all die, die nicht hereinkonnten. Eine einzige Etage, ein einziges Zimmer und viele, viele Betten. Ein rasch hochgezogener Block, gut gefüllt. Man kann nur hinein, herauszukommen ist nicht leicht. So ist mein Haus gut geschützt.

Diese Frage steht auf der Website der UEK. Mir fiel dabei der Begriff «Schwelle» auf und das Bild des Gebäudes entstand: die Gesellschaft als Gebäude im Bau, die Frucht geschickter architektonischer Berechnungen, die Platzierung von Ungleichheiten im Raum.

MEINE HALBE SEITE

Eugène

Ich lege Le Temps auf den Tisch, zwischen meine Packung M-Budget-Schwarztee und meinen 1-Franken-Aschenbecher, den ich vor dreizehn Jahren in einem Kirchen-Brocki gekauft habe. Der Artikel erinnert mich daran, dass ich ein Recht darauf habe. Meine zwanzig. Zwanzig schöne Scheine mit der Visage von Jacob Burckhardt erwarten mich irgendwo in der Schweiz.
Was tun? Den Zug nehmen nach Bern, dann die Tram zu ich-weiss-nicht-welchem Verwaltungsgebäude, die Glastür zu einer grossen, sauber riechenden Vorhalle aufschieben, drei Etagen hochkraxeln, eine Klingel drücken, auf das grüne Leuchtzeichen «Treten Sie ein»

warten, um schliesslich mit gesenktem Kopf einer jungen Dame zu erklären: «Ich wurde meiner Mutter weggenommen, die mich mit siebzehn im Gefängnis bekommen hat. Ich bin auf einen Bauernhof gekommen, wo die Ziegen mehr Respekt gekriegt haben als die Waisen. Bitte geben Sie mir mein Geld.»
Dieses Jahr im April wird es zu spät sein. Ich werde nicht länger als jemand gelten, dem gegenüber der Staat sich zum Kotzen benommen hat. Ich bin dann nur noch der Alte aus der Rue des Oiseaux. Sie wissen schon, der alles im Angebot kauft und für ein paar kostenlose Romane bis zur Bücherkiste latscht.
Ich bin siebenundsechzig. Vielen Dank auch für Ihre bescheuerte Frist. Das Witzigste an dieser ganzen Sache ist ja, dass der Bundesrat die Tauschfristen für die alten 1000-Franken-Scheine aufheben will. Bisher galt die Frist von 20 Jahren nach Ende der Verwendung. Die 1000-Franken-Scheine werden also noch ein ganzes Jahrhundert gültig sein, aber ich habe noch 29 Tage, um mein Leiden mitzuteilen.
Ich haue mal ordentlich auf den Tisch. Wie mit sechzehn, als ich abgehauen bin vom Bauernhof.
Der Artikel meint, die Eidgenossenschaft hat 300 Millionen Franken

gespart für die Opfer von fürsorgerischen Zwangsmassnahmen. Da schämt sich die Eidgenossenschaft ja ordentlich, wenn sie so eine Summe freigibt! Nur, tja, ihr Projekt hat irgendwie nicht gezündet. Von den geschätzten fünfzehn- bis zwanzigtausend Opfern hat sich nur ein Viertel gemeldet. Da wird die Eidgenossenschaft wohl auf ihrem grossen Haufen Geld sitzen bleiben. Hat sie nicht anders verdient. Wirklich, 20 000 Franken, das ist doch lächerlich! So weit kann ich nämlich rechnen, stellen Sie sich vor! Für zwanzigtausend kann ich dreiundzwanzig Nächte lang im Grandhotel der Stadt pennen. Mit Blick über den Park und den Rosengarten. Und danach geht's wieder zurück in meine anderthalb Zimmer und voilà. Dreiundzwanzig Nächte in einem 5-Sterne als Wiedergutmachung für eine Kindheit ohne Mama, das halten Sie für anständig?
Ich auch nicht.
Ich stehe auf, wasche meine Tasse in der Spüle aus. Von meiner Erdgeschosswohnung aus habe ich freie Sicht auf zwölf Fahrräder, vieren davon haben sie das Vorderrad geklaut. Regentropfen beenden ihre himmlische Reise in einer Pfütze. Der 22er-Bus nimmt Anlauf für die Steigung am Petit Mont. Die Abgase schweben einen Moment lang in der Luft in diesem so friedlichen März.

Und was, wenn ich einfach Platz in der Zeitung kaufe? Da kann ich all meine Wut mitteilen. Wie viel kostet so eine volle Seite? Das werde ich mir wohl nicht leisten können. Aber vielleicht eine halbe? Ja, das würde mich erleichtern. Das würde meinen «Wutspeicher» leeren, wie der zweite Bauer sagte, bei dem ich untergebracht war. Ein guter Kerl, permanent im Streit mit den Banken, die ihm seinen Bauernhof wegnehmen wollten, weil er die Hypothek nicht bedienen konnte. Ich kaufe eine halbe Seite und haue alles raus. Wundert mich, dass da bisher noch keiner drauf gekommen ist. Ich bin ganz aufgeregt. Mir bleibt bloss noch ein Monat, um mein Geld abzuholen, einen Text zu schreiben und ihn drucken zu lassen. Laut Zeitung wird meine Wut in 50 000 Exemplaren gedruckt. Die hört nicht zum letzten Mal von mir, die Eidgenossenschaft …

Am Anfang dieses Texts steht ein im März 2018 in der Zeitung *Le Temps* veröffentlichter Artikel. Prominente Westschweizer Persönlichkeiten appellieren darin an die Opfer von Zwangsversorgungen, Schadenersatzansprüche geltend zu machen: www.bit.ly/letemps2018.

Fragen zu gestern sind Fragen von heute

WER DARF MUTTER ODER VATER SEIN?

Was ist eine Familie und wer gehört dazu? Die Forschung zu Familienthemen ist vielschichtig und stellt Fragen nach dem Verhältnis zwischen privatem Raum und gesellschaftlichen Normen. Die Internierung eines Familienmitglieds bedeutete stets einen starken Eingriff in ein Familienleben und hatte emotionale und wirtschaftliche Folgen. Wo kommt die «Familie» in der administrativen Versorgung überall vor?

» Mehr dazu im **Band 5**: Kapitel 2 und 4.3 «

Menschen, die von bürgerlichen, geschlechtsspezifischen Normvorstellungen abwichen – zum Beispiel Mütter, die ausserhalb des Haushalts arbeiteten, und arbeitslose Väter –, wurden nicht als «gute» Eltern anerkannt. In den meisten Fällen von administrativ versorgten Frauen, die uneheliche Kinder hatten, wurden die Kinder fremdplatziert oder zur Adoption freigegeben. Auch bei Angehörigen einer stigmatisierten und diskriminierten Gruppe, etwa den Jenischen, wurde das Recht, Mutter oder Vater zu sein, gesellschaftlich angezweifelt.

» Mehr dazu im **Band 4**: Exkurs Kapitel 1.1 und Kapitel 2.3 «

Die Familie spielte eine ambivalente Rolle bei der administrativen Versorgung. Erstens zerstörte die Internierung die Familien- und Liebesbeziehungen, da der Kontakt mit der Aussenwelt oft durch Anstaltsreglemente erschwert wurde (Kontrolle oder gar Abfangen der Post, wenige Besuche usw.). Zweitens kam der Antrag auf Versorgung manchmal von einem Familienmitglied. Es gibt zum Beispiel Briefe von Frauen, die darum baten, ihren Ehemann zu internieren, weil er sie schlug; es gibt Kinder, die darum baten, ihren Vater zu versorgen, Eltern, die darum baten, ihre Töchter zu versorgen, weil sie nicht mehr wussten, was sie mit ihnen tun sollten, usw. In dem Moment war die Versorgung eine Notlösung. Sehr schnell ist aber zu sehen, dass diese Familien versuchten, das Rad zurückzudrehen, was fast unmöglich war – sobald sich die betreffende Person im Versorgungssystem befand, verloren sie die Kontrolle über die Situation.

» Mehr dazu im **Band 8**: Kapitel 3, Exkurs Kapitel 8, Kapitel 10, 12, 13 und 14 «

Die Internierung bedeutete eine Trennung von den Eltern beziehungsweise von den Kindern. Die administrative Internierung hatte auch finanzielle Auswirkungen auf die Familie: War die Person für den Familienunterhalt (mit)verantwortlich, ergaben sich weitere Schwierigkeiten, die eine Familie zusätzlich destabilisieren konnten. Zudem wurde die Familie zur Mitfinanzierung der Versorgungen verpflichtet. Auch bei der Entlassung spielten die Familiensituation und die Frage nach deren Finanzierung nicht selten eine wichtige Rolle.

Die Vorstellungen davon, was eine Familie ist und sein darf, haben sich verändert. Homosexuelle Paare dürfen Kinder haben und «Patchwork»-Familien sind keine Ausnahme mehr. Wer trägt zu dieser Veränderung bei? Wer entscheidet, was eine Familie ist, wer dazugehört und was gute Eltern sind? Welches Ausmass haben Entscheide, die ins Familienleben eingreifen? Solche Fragen müssen immer wieder neu diskutiert werden.

«Früher wurde in der Schweiz durch administrative Einsperrungen, Eheverbote, Zwangsadoptionen oder gar durch Sterilisierungen unterbunden, dass arme Menschen viele Kinder haben konnten. Heute ist das Recht auf Vaterschaft und Mutterschaft in der Schweiz weitgehend unbestritten. Es hat sich auch auf sexuelle Minderheiten ausgedehnt. Das ist ein wichtiger Punkt, denn genau diese Gruppen waren während langer Zeit von administrativen Versorgungen und entsprechenden Stigmatisierungen betroffen.»

Thomas Huonker
Historiker

«Es gibt leider Eltern, die nicht in der Lage sind, für ihre Kinder aufzukommen oder sie zu erziehen. Ebenso gibt es Erwachsene, die nicht für sich selbst sorgen können oder sich und andere aufgrund gewisser Defizite ernsthaft gefährden. Nur sieht man dieses Problem heute mit anderen Augen. Nach dem heutigen Kindes- und Erwachsenenschutzrecht ist die Grundidee im Prinzip, dass man juristische, psychologische, sozialarbeiterische und medizinische Kompetenzen zusammenbringt und so einen Fall beurteilt. Im Vergleich zu früher, als Vormundschaftsbehörden grösstenteils aus Laien zusammengesetzt waren, ist das ein riesiger Unterschied. Man versucht, im Rahmen des Möglichen, die betroffenen Individuen und Familien zu unterstützen und zu begleiten. Es ist also nicht mehr das Ziel, gleich zu verhindern, dass eine Familie entstehen und sich weiterentwickeln kann – etwa durch Kindeswegnahme oder gar durch Sterilisierung.»

Lukas Gschwend
Jurist

«Der Trennungsschmerz und das Gefühl der Verlassenheit, die in den Zeugnissen von Menschen geäussert werden, die im Rahmen von Zwangsplatzierungen von ihren Eltern getrennt wurden, legen nahe, dass die heutigen Massnahmen so ausgestaltet werden sollten, dass sie den Eltern helfen, ihre Kinder grosszuziehen, anstatt sie ihnen wegzunehmen. Bereits in den 1950er-Jahren wurden die Probleme in der kognitiven Entwicklung von in Heimen aufgezogenen Kindern erkannt, die nicht genügend Aufmerksamkeit von und Körperkontakt mit einer Bezugsperson erhielten.»

Anne-Françoise Praz
Historikerin

«Könnte ein bestimmter Elternteil aus psychischen Gründen die elterliche Sorge für sein Kind verlieren? Wie kann dies beurteilt werden? In der Praxis der kinderpsychiatrischen Gutachten sind das alltägliche Fragen. Das sind für mich die schwierigsten Fragen in diesem Bereich.

Elternsein ist ein Recht, das jeder ausüben kann. Manchmal kann es Sorgen bereiten, wenn man sieht, wie einige sich um ihre Kinder kümmern, aber niemand darf darüber urteilen.

Im Fall einer Scheidung kann es zum Beispiel sein, dass die Justiz die elterliche Sorge dem einen oder anderen Elternteil zuweisen muss, und dazu wird sie oft einen Psychiater auffordern, die Eignung der Eltern zu beurteilen. Dies ist in diesem Zusammenhang natürlich eine äusserst heikle Angelegenheit. Es gibt eine Reihe von Kriterien, aber ich bin mir nicht sicher, ob alle Eltern, die nicht in einer Scheidungssituation sind, diese Kriterien erfüllen würden … Im Grunde genommen bleibt es ziemlich willkürlich.

Einer der Grundsätze, die wir in dieser Frage zu verfolgen versuchen, ist, dass die Kinder nur als letztes Mittel von ihren Eltern getrennt werden sollten. Wenn Eltern ihre Kinder missbrauchen, ist das natürlich klarer. Aber bei Scheidungen ist es sehr heikel. Die Justiz kann oft nur den am wenigsten schlechten Entscheid treffen. Besonders bei Verdacht auf Misshandlung kann man sich nie sicher sein, dass tatsächlich misshandelt wurde, aber man muss einen Entscheid fällen. Und wenn man entscheidet, dass das Kind nicht misshandelt wurde und eigentlich wurde es misshandelt, ist dies natürlich schrecklich. Und wenn man den umgekehrten Entscheid trifft, ist es auch schrecklich.»

Jacques Gasser
Psychiater und Historiker

DIE SOFAS

Lisiane Rapin

Auf einem roten Sofa, *Orange, rote, braune Kissen liegen benommen herum, beinah aus Gewohnheit verwirrt. Die Kinder sind noch in der Schule, kommen um vier nach Hause. Ihre Mutter Béatrice wird sie abholen. Sie hält eine Papiertüte in der Hand, darin Pains au chocolat zum Tee.*

Auf einem weissen Sofa, *Riesige Kissen aus Kuhleder, millimetergenau angeordnet, nehmen den gesamten Platz ein. Links ein langes schwarzes Klavier, glattpoliert, schwarz und weiss glänzend. Das Haus ist leer, aber eine Musik wärmt das Innere, ein Klavier-*

konzert von Mozart, Nr. 23, um Diebe fernzuhalten. Romuald wird erst nach der Sonne heimkehren, die Manufaktur kostet ihn viel Zeit. Héloïse wird nicht zurückkommen. Die Kinder werden bei den Grosseltern bleiben.

Auf einem grünen Sofa, *Kleine Kissen in allen Farben und Formen liefern sich eine Schlacht. Kann sich bei diesem ganzen Durcheinander noch jemand hinsetzen? Janice hat ihren Platz gefunden, Gitarre auf den Beinen, die Finger schlagen den stürmisch-störrischen Rhythmus von Soul Sacrifice an. Carles sitzt auf dem Teppich und trommelt auf die Rückseite des Kochtopfs. Das Baby ist glücklich, es spielt mit seiner Mama Santana.*

Auf einem braunen Sofa, *Ein violetter Fleck am Rand eines unförmigen Kissens, wie ein Biss. Jean ist gerade nach Hause gekommen, schon zwei Gläser Wein sind seinen Gaumen hinuntergeflossen. Die gehorsame Mireille bereitet das Pot-au-feu zu, sie ignoriert ihren Mann geflissentlich und späht verärgert zur fast leeren Flasche hinüber. Heute Abend, wenn Mireille ins Bett geht, schnarcht neben ihr ein rotnäsiger Betrunkener.*

Auf einem blauen Sofa, *Kissen fliegen um zwei blonde Köpfchen herum. Lola sucht Coline, ihre kleine Schwester. Im Moment sind beide selig, aber Martial weiss, dass das nicht für alle Zeit anhalten wird. Hinter seiner Zeitung schickt er sich an, Lola zu trösten, die gerade einen Schlag auf den Kopf bekommen und zu weinen begonnen hat.*

Auf einem schwarzen Sofa, *Alle Kissen haben Reissaus genommen und liegen am Boden. Zwei weisse Körper, entblösst, schmiegen sich aneinander, streicheln sich. Feuchte Luft, verschwitzte Haut, salziger Geruch. Martin wohnt in seiner Wohnung allein. Louis kommt dienstagabends zu ihm. Später rauchen sie am Fenster eine Zigarette.*

Auf einem anderen braunen Sofa, *Ein blaues Kissen liegt auf jedem Arm. Links zupft Charlot an seinem Bart, rechts schlägt sich Christine aufs Knie. Yvette, ihre siebzehnjährige Tochter, ist verschwunden. Stunden sind vergangen und die Tür bleibt reglos. Charlot glaubt, sie ist in den Armen eines älteren Mannes ausgerissen, Christine will das nicht glauben.*

Auf einem gelben Sofa, *Eine Meute roter Kissen schmückt die Rückenlehne. In bequemem Sitz liest Colette in einem Buch. Aus der Küche ruft ihre Mutter, Essenszeit. Ihr Vater legt die Zeitung nieder, umklammert Messer und Gabel mit festem Griff, spricht das Gebet. Heute Abend, wenn ihre Eltern eingeschlafen sind, wird Colette losziehen zu ihren Freunden auf dem Dorfplatz und Musik hören, Bier trinken und, wer weiss, vielleicht diese langen Papierröhrchen rauchen, die ihr diese wohlige Aufregung verschaffen.*

«Was ist eine Familie?» Die Idee dieses Textes war es, ein Panorama über einige Familien zu erstellen, ohne Beurteilung, ohne Meinungen zu äussern. Sprich: Dies ist eine Familie, dies ist auch eine Familie. Schliesslich, was ist gut, was ist schlecht?

SIE KOMMEN DICH HOLEN

Camille Leyvraz

Mutter hatte mich gewarnt: Sie kommen dich holen, so wie sie auch die Nachbarin holen kamen. Ich habe ihr nicht geglaubt. Und eines Morgens kamen sie.
Ich spürte es wachsen und versuchte es zunächst hinter einer weiter geschnittenen Schürze zu verbergen, aber schliesslich war es doch zu sehen. Also kamen sie eines Morgens, zu Sonnenaufgang, und ich habe mich nicht gewehrt, ich fürchtete, sie würden Gewalt anwenden.
Man hat mir ein Bett unter den hundert anderen zugewiesen, eine Waschschüssel und ein paar vorschriftsmässige Kleider.

Wie die meisten anderen auch habe ich geschwiegen, keine Fragen gestellt. Ich habe naiv darauf vertraut, sie würden mich nur so lange hierbehalten, bis das Kind da ist, und dann wieder heimschicken oder woanders hin. Ich war blind vor Hoffnung. Ich habe Wäsche gebleicht, bis ich nicht mehr konnte. Ich ass, arbeitete und schlief permanent mit diesen ganzen Frauen zusammen, den Diebinnen und Mörderinnen, die Wächter machten da keinen Unterschied; wir alle waren schlechte Frauen, übles Gesindel, Unsittliche.
Und dann wollte das Kind zur Welt kommen und es kam zur Welt. Sie haben es mir weggenommen. Sie haben es mir entrissen, ohne dass ich es auch nur einen Augenblick in meinen Armen halten durfte.
Monate später kam ich raus, aber allein, ohne meinen Sohn. Und diesmal habe ich mich gewehrt, ich habe Fragen gestellt, ich habe das Unrecht benannt, denn ihre Gewalt fürchtete ich nicht mehr. Aber ich bekam nicht die leiseste Antwort, nicht den kleinsten Hinweis. Lediglich die Androhung, wieder interniert zu werden. Und ich bin zweimal zurückgekehrt, denn ich habe weitergesucht, weitergekämpft, denn ich wollte

keinesfalls aufgeben. Und es war hart und erschöpfend, immerzu gegen den Wind anzuschreien.
Später habe ich geheiratet und weitere Kinder gehabt. Ich bin nicht nochmal ins Gefängnis gekommen, aber vergessen habe ich meinen Sohn nicht. Heute bin ich Grossmutter, dem Ende nah, und ich weiss noch immer nicht, ob er lebte.

Die Vorstellung, dass Frauen inhaftiert und von ihren Kindern getrennt werden konnten, entsetzt mich, und ich weiss, dass dieses Thema in verschiedenen Ländern und Regionen immer noch aktuell ist, und deshalb habe ich beschlossen, darüber zu schreiben.

Fragen zu gestern sind Fragen von heute

WELCHE SEXUALITÄT WIRD TOLERIERT?

WELCHE BESTRAFT?

Die Massnahme der administrativen Versorgung wurde von den Behörden auch dafür eingesetzt, Menschen einzusperren, denen ein «unmoralischer Lebenswandel» unterstellt wurde – dies betraf insbesondere Frauen. Welche Vorstellungen steckten dahinter? Was wollte man damit erreichen?

» Mehr dazu im **Band 3**: Kapitel 3.1, 3.2, 4.1 und 4.2 »

Die administrative Versorgung war Teil des behördlichen Umgangs mit gesellschaftlichen und politischen Fragen wie Fürsorge, Alkohol, öffentliche Ordnung, Gesundheit oder Jugend. Diese Fragen wurden anders behandelt, je nachdem, ob sie sich auf Männer oder auf Frauen bezogen: Bei jenen ging es insbesondere um Produktivität und Arbeit, während bei diesen die Reproduktion und die Sexualität im Vordergrund standen. Die Versorgung von jungen Männern in Erziehungsanstalten zum Beispiel diente der Ausbildung von folgsamen und regelmässigen Arbeitern. Bei den

jungen Frauen diente sie dazu, ausserehelicheSexualität zu verhindern und sie auf die Arbeiten im Haushalt vorzubereiten. Mit anderen Worten, aus der Sicht ihrer Verfechterinnen und Verfechter war die Versorgung der «schwierigen» jungen Menschen ein Instrument der gesellschaftlichen Normierung. Damit sollten die «widerspenstigen» Jungen und die «rebellischen» Mädchen von geschlechtsspezifischen (und weitgehend erfundenen) Schreckgespenstern – Delinquenz beziehungsweise Prostitution – ferngehalten werden.

» Mehr dazu im **Band 7**: Kapitel 3 «

Durch die Unterdrückung des «liederlichen Lebenswandels» zielten bestimmte Gesetze ausdrücklich auf die Regulierung der individuellen Sexualität. Im Namen einer moralischen und sozioökonomischen Ordnung war die behördliche Praxis stark von geschlechtsspezifischen Auffassungen und Vorgehensweisen geprägt. Ob erwiesen oder nicht – das weibliche Sexualverhalten ausserhalb der Ehe oder zu Erwerbszwecken war ein wirksames und häufiges Argument zur Rechtfertigung der administrativen Versorgung, insbesondere wenn es im öffentlichen Raum sichtbar war und als «Skandal» angeprangert wurde.

» Mehr dazu im **Band 4**: Kapitel 2.4 und 3.1 «

Aus den Quellen geht hervor, dass die administrative Versorgung für gewisse Gemeinden eine «Lösung» war, um eine (weitere) uneheliche Schwangerschaft von Frauen und somit weitere Fürsorgekosten zu vermeiden. Eine andere Lösung für diese Frauen wäre die Heirat gewesen. Während der Zwischenkriegszeit «arrangierten» die Gemeinden zum Beispiel Ehen für in Bellechasse versorgte

Frauen, damit sie nicht mehr unter ihre Kontrolle und ihre Fürsorge fallen würden. Einige Frauen waren damit einverstanden, andere lehnten es ab. Wieder andere spielten mit dieser Möglichkeit, um entlassen zu werden – und schafften es danach, der Ehe zu entkommen.

» Mehr dazu im **Band 5**: Kapitel 2.3, 2.4 und 3.2 »

Sexuelle Gewalt gegen Frauen wurde kaum geahndet. Zudem wurden oftmals die Opfer zu Täterinnen gemacht, indem man ihnen die Schuld für das Vergehen des Mannes zuwies. Unzählige weibliche administrativ Versorgte hatten bereits vorher sexuelle Gewalt erfahren; nahezu alle wurden – unter anderem deswegen – als sexuell deviant stigmatisiert und mit dieser Begründung versorgt. Toleriert wurde auch jegliche Form sexueller Gewalt gegenüber Versorgten – Frauen wie Männern. Die sexuelle Gewalt konnte sowohl vom Anstaltspersonal ausgeübt werden als auch von Mitinsassinnen oder Mitinsassen.

» Mehr dazu im **Band 8**: Kapitel 5, 7, 8, 10 und 14 »

Mit einer Internierung ging das Anrecht auf Beziehungen und damit auch auf die eigene Sexualität verloren. Innerhalb der Anstalten wurde versucht, durch eine strikte Geschlechtertrennung sexuelle Kontakte zu unterbinden. Gleichwohl waren sie immer präsent, in Form von homo- und heterosexuellen Beziehungen sowohl unter den Internierten als auch zwischen Internierten und dem Personal. Das in den Anstalten herrschende Machtgefälle bot Raum für Übergriffe und Missbrauch.

Welches sexuelle Verhalten gilt heute als «normal», was wird toleriert, was nicht? Die historische Forschung gibt Aufschluss darüber, wie stark sich Normvorstellungen wandeln, und zeigt damit auf, dass sie immer hinterfragt werden sollten.

«Die administrative Versorgung von Frauen war überwiegend durch den Willen motiviert, deren Körper und Sexualität zu kontrollieren. Letztere wurde als gefährlich gewertet, solange sie weder durch die Ehe noch durch die Mutterschaft vorgegeben wurde. In unserem Untersuchungszeitraum wandelte sich die Wahrnehmung der vermeintlichen Gefahr von der Prostituierten zur jungen, emanzipierten, sprich ‹sexuell frühreifen› Frau. Minderjährige Frauen, die schwanger wurden, oder junge Frauen, die als ‹zu frei› gewertet wurden, konnten demnach eingesperrt werden. Auch Männer konnten aus sexuellen Gründen eingesperrt werden, wenn sie homosexuell waren zum Beispiel.

Einige Personen, auf die diese Massnahmen abzielten, wehrten sich gegen die Stempel der Perversion und der Immoralität, die ihnen die Behörden aufdrückten. Diese Personen trugen dazu bei, dass gewisse als normabweichend beurteilte Verhaltensweisen existieren konnten und sich die gesellschaftlich tolerierten Lebensweisen erweitert haben. Feministinnen stellten, vor allem seit den 1970er-Jahren, die Rückeroberung des Körpers durch die Frauen in den Mittelpunkt ihrer Forderungen. Andere soziale Bewegungen setzten sich ebenfalls

dafür ein, dass eine ‹andere› Sexualität rechtmässig gelebt werden kann. Jedoch zeigt die Aktualität, dass sexuelle Rechte immer wieder infrage gestellt werden.»

Anne-Françoise Praz
Historikerin

«Wir sind heute in der Schweiz in einer Gesellschaft, in der sich die Toleranz gegenüber verschiedenen Formen der Sexualität seit den 1920er- und 1930er-Jahren bis zu den 1970er- und 1980er-Jahren extrem stark verändert hat. Ich denke jedoch, dass etwas nicht mehr toleriert wird, was früher viel mehr akzeptiert war: Kindesmisshandlung und Kindsmissbrauch. Kinderschänder sind in unserer Gesellschaft die neuen ‹Monster›. Ihr Verhalten wird oft als das Schlimmste angesehen, was man in unserer Gesellschaft tun kann. Die Sexualität mit Kindern ist heute völlig verboten. Und das ist eine sehr wichtige Veränderung. Vor etwa fünfzig Jahren wurde diese Sexualität vielleicht nicht toleriert, aber sie wurde kaum oder gar nicht bestraft, wurde nicht erwähnt, sie schien sozial nicht zu existieren. Aber es gab sie in den Familien; es war weit verbreitet, dass junge Frauen von einem Verwandten sexuell missbraucht wurden. Mehr als die Hälfte der jungen Frauen wurde auf die eine oder andere Weise missbraucht. Dieser Wandel ist noch im Gange, in der westlichen Welt wird Missbrauch viel weniger toleriert als früher.

Historisch interessant ist die Frage der Vergewaltigung: Wir sind von etwas Tolerierbarem zu etwas Strafbarem übergegangen. Heute wird Vergewaltigung hart bestraft. Gleichzeitig gibt es ein grosses Verständnis für alle Formen der Sexualität: heterosexuell, homosexuell usw. Es ist nicht mehr vorstellbar, dass eine Person versorgt wird, weil sie ‹eine liederliche Moral› hat oder homosexuell ist.

Heute ist die Grenze dieser Toleranz durch den Begriff der Urteilsfähigkeit und damit der Zustimmung gegeben. Das ist, so scheint es mir, gegenwärtig die wichtige Grenze.

Aber während bei Erwachsenen ziemlich klar bestimmt werden kann, wann sie zustimmen (wobei dies auch nicht immer klar ist!), ist dies bei Kindern schwieriger. In welchem Alter hat das Kind die Urteilsfähigkeit, um sexuell frei und autonom zu sein – das heisst, um aufgeklärt zuzustimmen? Derzeit beantwortet das Gesetz diese Frage.»

Jacques Gasser
Psychiater und Historiker

«Frappant ist die Straflosigkeit von sexueller Gewalt, die oftmals auch durch das Personal von Institutionen geschah, das eigentlich im Namen des Wohls der Internierten zu handeln vorgab. In dieser Hinsicht ist zu hoffen, dass durch bessere Kontrolle, durch das Vieraugenprinzip und Sensibilität ein stetiger Rückgang dieser Gewalt erzielt werden kann. Solche Straftaten sind heute unverjährbar. Oftmals ist es zum Beispiel für ein Kind, das Opfer sexueller Gewalt wird und das von seinem Umfeld stigmatisiert wird, sehr schwierig, zu seinem Recht zu kommen. Erst viel später, wenn es erwachsen ist und mehr Durchsetzungskraft hat, traut sich das Opfer, sein Recht einzufordern. Dass es nun nicht mehr heisst, die Straftat sei verjährt, ist ein grosser Fortschritt.»

Thomas Huonker
Historiker

GUT MACHEN

Marilou Rytz

Wir haben das gut gemacht

Ja, wir haben das gut gemacht

Wir hatten keine Wahl

Wir hatten keine andere Wahl

Wir haben es versucht

Wir haben alles versucht

Verbote

Entzug

Ich habe so dermassen geschrien

Ich habe so dermassen geweint

Das war unerträglich

Unausstehlich

Hörte Jimi Hendrix

Zog sich an wie eine Nutte

Wir haben ja versucht, sie zur Vernunft zu bringen

Haben mit ihr geredet

Wir mussten sie schützen

Mussten sie beschützen

Das ist die Rolle der Eltern

Das ist unsere Rolle

Vor sich selbst schützen

Vor ihm schützen

Ihm

Ihm

Er hat uns alles genommen

Alles

Unsere letzte Hoffnung

Unsere kleine Tochter

Er ist die Musik

Für ihn hat sie getanzt

Er ist das schwarze Leder

Für ihn hat sie sich geschminkt

Er hat sie verdorben

Sie angestiftet zu diesem Lotterleben

Unser liebes Kind

Unser geliebtes Kind

Verformt

Verloren

Wir haben versagt

Ja, wir haben versagt

Ihre Erziehung

Ihr Schutz

Wir sind überfordert

Komplett überfordert

Andere sollen sie erziehen

Andere sollen sie schützen

Wir haben das gut gemacht

Ja, wir haben das gut gemacht

Wir hatten keine Wahl

Wir hatten keine andere Wahl

Weil es manchmal Familien sind, die ihre Eigenen anprangern.
Weil ich nicht an reine Grausamkeit glauben kann.
Weil wir das Beste für die Menschen tun wollen, die wir lieben.
Weil wir manchmal Fehler machen.
Weil wir uns selbst vom Gegenteil überzeugen müssen.

WENIGE STUNDEN STOLZ

Sarah Marie

Wenn ich sie in ihren bunten Klamotten im Fernsehen sehe, beneide ich sie. Ich rede natürlich nicht darüber, aber ich beneide sie. Ich würde nach New York, London, Paris, Zürich fliegen. Ich würde auch auf einen ihrer Wagen klettern, mit den Fahnen, aber ich bleibe. Ich erinnere mich an Paris. Oh, und wie ich mich an den 4. April in Paris erinnere. Es mag nicht so bunt gewesen sein wie heute, aber die Lederjacken über unseren Hemden, unsere umgeknoteten Halstücher und unsere Haare im Wind. Oh, und wie ich mich daran erinnere! Ich hatte fleissig arbeiten müssen, um mir diese Reise leisten zu können.

Eine Reise unter Freunden, die Freiheit gehörte uns. Wie war dieses Frühjahr 1981 gut.
Aber die Rückkehr … Die Rückkehr in unsere zarte Schweiz. Im Fernsehen sprachen sie von Attentat auf den Anstand. Und … auf den paar Bildern von der Menge war wohl mein Gesicht zu sehen. Also wussten sie es. Alle … Und so war es dann. Für diese wenigen Stunden Stolz haben sie mich schikaniert. Erst von fern, mit Blicken, Bemerkungen. Um das zu vermeiden, habe ich mich immer klein gemacht, aber nach Paris und dem Fernsehen haben sie mich ins Visier genommen. Bei der kleinsten verkehrten Geste, was auch immer es war, sie lagen immer auf der Lauer. Und so kam es dann auch. Wahrscheinlich Denunziation. Sicher die Nachbarn. Wieso? Keine Ahnung.
Ich hätte gern vergessen, aber manche Erinnerungen sind eben im Körper eingeschrieben. Gesten. Nachts träume ich manchmal noch davon. Ich habe lange versucht zu begreifen, vor allem während der Internierung. Öffentliche Ordnung. Eingesperrt im Namen der Sittlichkeit. Aber die. Die … Die mussten sich nichts anhören. Über sich und ihre Hände.

Nichts mussten sie sich anhören, aber wer hat die Ordnung denn gestört, sie oder wir?
Deswegen fahre ich nie wieder nach Paris, nicht mal für ein paar wenige Stunden Stolz. Ich habe alles gegeben.
Vielleicht bleibt mir noch ein bisschen Angst. Vielleicht bleibe ich wegen ihr hier. Ja, sicher.
Und ausserdem bin ich alt.
Macht ruhig, nur eben ohne mich.
Aber holt eure bunten Fahnen heraus.

Die Frage «Was ist normale Sexualität?» liess mich darüber nachdenken, welchen Platz Homosexualität damals hatte. Ich habe einen anderen Blickwinkel gesucht, um über die Zeit nach der Internierung zu sprechen, da die Internierung die Identität der Person selbst betrifft.

Fragen zu gestern sind Fragen von heute

WAS IST GESUND, WAS IST KRANK?

UND WER BESTIMMT DAS?

Gesundheit ist ein ambivalentes Thema: Die Behörden versuchten mit der administrativen Versorgung den Alkoholismus oder andere als «krank» beurteilte Verhaltensweisen zu bekämpfen. Für die internierten Menschen war Gesundheit das wichtigste Gut überhaupt. Durch die oftmals schlechten Lebensbedingungen in der Anstalt war dieses jedoch gefährdet.

» Mehr dazu im **Band 3**: Kapitel 2 und Exkurs Kapitel 3 «

Der Kampf gegen den Alkoholismus war eines der zentralen Themen in der Diskussion um die Gesetze zur administrativen Versorgung. In der Regel unterschieden diese Gesetze zwischen «heilbaren» und «unheilbaren» Alkoholkranken. Letzteren drohte die administrative Verwahrung in Arbeitsanstalten oder psychiatrischen Kliniken. In einer oft jahrelangen zwangsweisen Internierung sahen die Entscheidungsträgerinnen und Entscheidungsträger ein probates Mittel zur Lösung der «Alkoholfrage» und der damit assoziierten sozialen Probleme (Kriminalität, Armut etc.). Die Gesetze und wissenschaftlichen Erklärungsansätze veränderten sich im Laufe der Zeit unter dem Einfluss der Medizin und der Sozialen Arbeit.

» Mehr dazu im **Band 6** »

Die Anstalten in der Schweiz können den Bereichen «Erziehen», «Sichern» und «Therapieren» zugeordnet werden. «Therapieren» spielt dabei auf die medizinische Dimension an. Psychiatrien und einige Trinkerheilanstalten verstanden sich explizit als medizinische Einrichtungen und weniger als Anstalten des Strafvollzugs.

» Mehr dazu im **Band 7**: Kapitel 3 und 4 »

Die Versorgungen wegen psychischer Erkrankungen oder Alkoholismus waren ein wichtiger Teil der behördlichen Praxis. Unter dem Deckmantel der therapeutischen und medizinischen Objektivität war die Versorgung in der Realität und vom Zweck her oft eine repressive Massnahme der sozialen Kontrolle. Unter den am Verfahren beteiligten Akteuren spielten «Experten», insbesondere Ärzte und Psychiater, eine zentrale Rolle. Die Unterteilung in krank/gesund oder heilbar/nicht heilbar sowie die Definition dessen, was pathologisch und was normal ist, entwickelte sich im Laufe der Zeit, ebenso wie die empfohlenen Mittel.

» Mehr dazu im **Band 8**: Kapitel 2, 8 und 9 »

Die Anstalten hatten ein Interesse an der Arbeitsfähigkeit und damit an der Gesundheit ihrer Internierten. Das heisst, dass sie Grundbedürfnisse wie Nahrung oder (persönliche) Hygiene sicherstellen mussten. Mit der Internierung verloren die betroffenen Jugendlichen, Frauen und Männer jedoch die Freiheit, darüber zu entscheiden, was sie aus ihrer Perspektive benötigten, um ihre Grundbedürfnisse abzudecken. Wer was und wie viel zu essen bekam

oder welche Infrastrukturen für die Hygiene vorgesehen waren, bestimmte die Anstaltsleitung.

» Mehr dazu im **Band 4**: Exkurs Kapitel 2.1 »

Für die Internierten war die Gesundheit ein wesentliches Gut, das eine entscheidende Rolle dabei spielte, ob sie ihre Lebensbedingungen (Entbehrungen, Zwangsarbeit, Trennung von ihren Verwandten usw.) bewältigen oder sich ein neues Leben nach dem Ende ihrer Internierung vorstellen konnten. Das Recht auf Gesundheit und auf die Bewahrung des Lebens scheint das einzige Recht zu sein, das die Internierten als unantastbar empfanden. In den Briefen von Internierten, die in den Archiven gefunden wurden, ist dies das Hauptthema. Dieser Überlebenswille stiess jedoch oft an die Grenzen des Systems, das den Zugang zur Pflege behinderte: beschränktes Budget, Vorurteile der Behörden, der Leitung und sogar der Ärzte gegen die Internierten, die der Simulation beschuldigt wurden. Die gesundheitlichen Probleme, die mit der Härte der körperlichen Arbeit und der schlechten Ernährung zusammenhingen, blieben oft noch nach dem Verlassen der Einrichtung bestehen.

Das Wissen entwickelt sich stets, auch im Bereich der Gesundheit. Was früher als gesund galt, beurteilt man heute vielleicht als ungesund und umgekehrt. Diese Erkenntnis ist wegweisend und stellt die Frage nach dem heutigen Umgang mit Gesundheit: Wer entscheidet, was gesund ist und was nicht?

«Auf den ersten Blick denkt man, es sei einfach zu sagen, was gesund und was krank ist. Doch wenn man über die administrativen Versorgungen oder allgemein über die Gesellschaft nachdenkt, realisiert man, dass Gesundheit ein normativer Begriff ist. Es wird darüber gestritten, was gesund und was krank ist, und es gibt verschiedene Definitionen. Die Weltgesundheitsorganisation (WHO) definiert Gesundheit als einen ‹Zustand des vollständigen körperlichen, geistigen und sozialen Wohlergehens›, es geht also nicht nur um das Fehlen von Krankheit oder Gebrechen. Die WHO bezeichnet den Besitz des bestmöglichen Gesundheitszustandes als ein Grundrecht eines jeden Menschen, unabhängig von der Rasse, der Religion, der politischen Anschauung und der wirtschaftlichen oder sozialen Stellung. In Bezug auf die Forschung der UEK stellt man fest, dass ein solches grundrechtliches Verständnis früher nicht vorhanden war.

Vielmehr stellen wir eine starke Vermischung zwischen Gesundheit und Ordnung fest, der Gesundheitsaspekt verschleiert den Ordnungsaspekt und umgekehrt. Dieses Phänomen erleben wir auch heute. Man fokussiert dabei häufig auf jene Menschen, die einem bestimmten Gesundheitsbild nicht entsprechen. Man bekämpft dann nicht das Übergewicht, sondern die Übergewichtigen, nicht das Rauchen, sondern die Raucher. In der Diskussion über die Frage, ob Übergewichtige oder Raucher höhere Krankenkassenprämien bezahlen müssten, geht man ungefragt davon aus, dass sie ohnehin selber schuld seien. Im Schuldvorwurf liegt natürlich auch ein Unwerturteil.»

Markus Notter
Jurist

«Wer kann sagen, ob jemand gesund oder krank ist? Auf diese Frage gibt es keine einfachen Antworten. Als Arzt gibt es Kriterien, anhand derer ich zwischen dem Normalen und dem Pathologischen unterscheiden kann. Klinische Beobachtungen sollen Anzeichen und Symptome aufzeigen, die in Syndrome und möglicherweise in Diagnosen eingeteilt werden können. Auch mit dieser Arbeitsmethode muss noch definiert werden, was als ‹normal› angesehen wird. Bei somatischen Fragen ist es relativ einfach: Wenn man vermutet, dass eine Person den Arm gebrochen hat, kann man ein Röntgenbild machen und objektive Zeichen bestätigen, dass dies der Fall ist. In Bezug auf psychische und psychopathologische Fragen ist es heikler: Einige Symptome sind objektiv, leicht zu beobachten, andere sind subjektiver und werden womöglich unterschiedlich interpretiert, zum Beispiel je nach Kultur, in der sie zum Ausdruck kommen.»

Jacques Gasser
Psychiater und Historiker

«Gesundheit und Krankheit sind eng verknüpft mit der Frage, wer in einer Gesellschaft integriert ist oder am Rand steht. Ich finde es eindrücklich, wie die Macht der Expertise, die sich auch in der Forschung der UEK zeigt, bis heute ihre Wirkung hat. Bis heute wird beispielsweise Ärzten und Psychiatern die Deutungshoheit über die Frage, wer krank ist und deshalb aus der Gesellschaft ausgeschlossen werden soll, vielfach unhinterfragt zugestanden. Der Präventionsgedanke spielt dabei eine wichtige Rolle. Ich verzeichne ein zunehmendes Sicherheitsbedürfnis der Gesellschaft. Wir sind heute wieder eher bereit, Menschen länger eingesperrt zu lassen und damit aus der Gesellschaft auszuschliessen, als noch vor wenigen Jahren.»

Loretta Seglias
Historikerin

«Interessant ist das Thema der Medikalisierung der Internierung seit dem letzten Drittel des 20. Jahrhunderts. Bei der Bestimmung, welche Menschen versorgt werden müssen, ist man von eher moralischen und politischen Begriffen, der Wahrung der gesellschaftlichen Ordnung, zu viel medizinischeren Kriterien übergegangen. Die fürsorgerische Unterbringung wird heute viel weniger moralisch begründet als mit dem Schutz schutzbedürftiger Menschen aus medizinischen Gründen. Es handelt sich um Menschen, die als hilfsbedürftig erachtet werden, da sie aufgrund ihrer Pathologie ihre Eigenständigkeit verloren haben sollen. Heute steht die Eigenständigkeit in der Wertehierarchie ganz oben. Man geht davon aus, dass ein Mensch vorübergehend der Freiheit beraubt werden kann, damit er seine Eigenständigkeit wiedererlangen kann und nicht weil er stört (das eine schliesst das andere nicht aus). Es erscheint paradox: Ein Mensch wird der Freiheit beraubt, damit er sie wiedererlangen kann.

Ich möchte auch darauf hinweisen, dass es immer eine sehr ernste Angelegenheit ist, jemanden seiner Freiheit zu berauben, fürsorgerisch unterzubringen, ohne Zweifel, das ist nie trivial. Dies ist ein schwieriger Entscheid, der erst als letztes Mittel getroffen werden darf, nachdem andere, für die persönliche Freiheit weniger einschneidende Lösungen erprobt wurden.»

Jacques Gasser
Psychiater und Historiker

«Die medizinische Grundversorgung war in den Institutionen, die wir untersuchen, vielfach rudimentär. Hier stellt sich die Frage, welche Grundbedürfnisse den Menschen zugestanden werden und mit welchem Ziel? Diese Diskussion dauert bis heute. Wer hat Anrecht auf welche medizinische Behandlung? Haben Sozialhilfeempfänger weniger Anrecht auf Gesundheit als jene, die keiner finanziellen Unterstützung bedürfen?»

Loretta Seglias
Historikerin

«Viele von fürsorgerischen Zwangsmassnahmen Betroffene tragen auf der Ebene der körperlichen und psychischen Gesundheit Traumatisierungen davon. Dieses Thema wird heutzutage wohl weitgehend unterschätzt. Viele dieser Menschen kämpfen mit Krankheiten, Beschwerden oder Vernachlässigungen. Diese sind zum Teil vielleicht etwas diffus, sodass die Ursache nicht ganz klar ist. Doch man kann nicht ausschliessen, dass vieles mit ihren Biografien und mit ihren Traumatisierungen zusammenhängt.»

Martin Lengwiler
Historiker

AUFRUF AN DIE BEVÖLKERUNG

Lisiane Rapin

«Der Mensch verliert selbstverschuldet den Verstand, nicht wahr? In der Tat, manche Menschen kommen natürlich gestört auf die Welt, das versteht sich von selbst – man nennt sie die Geisteskranken oder die Irren. Andere dagegen wissen, wie sie sich zu verhalten haben, und das nennen wir eben Zivilisation. Das sind die, die gelernt haben, ihren Körper zu beherrschen, ihre Regungen; und gerade diese Beherrschung ist für den Erhalt unserer Gesellschaft grundlegend.
Jenseits des natürlichen Wahnsinns einiger weniger hat es der Mensch des 20. Jahrhunderts verstanden, sich vom Tier zu entfernen, von dem er doch abstammt – ja, früher war der Mensch ein Tier. Heute ist ein Land wie die Schweiz kein riesiges Gehege

wilder Tiere mehr. Die Menschen hier gehen vielmehr aufrecht, sind zivilisiert und stolz. Sie sind Arbeiter, gesund an Körper und Geist. Sie vereinigen ihr Land, sind seine Ehre.
Aber reden wir doch lieber einen Moment lang von denen, die der Einheit in den Rücken fallen und den ihnen zur Verfügung gestellten Sockel hinabgleiten bis … bis sie den Boden besudeln. Ja, sie machen Flecken auf dem Boden, schwarze Punkte, die man gern wieder entfernt, damit die Reinlichkeit weisser Fliesen, ohne Schmutz, wie es unserem Land zu Gesicht steht, wiederhergestellt ist. Das sind keine Menschen mehr, das sind Individuen …
Hören Sie mir gut zu, die … die Trunkenbolde, die täglichen Trinker, nein!, die warten nicht auf den mütterlichen Wahnsinn, der bei den kranken Menschen schwelt, sie suchen ihn geradezu, sie kitzeln ihn heraus und rufen absichtlich das Tier aus Urzeiten wach. Wie das, werden Sie sagen? Wie erwecken sie das Tier wieder zum Leben? Alkohol. Dieses Getränk, das durch die Strassen unserer Schweiz fliesst, es bringt die Menschen um Kopf und Kragen! Diese Tiere, die so gut verborgen waren, suchen ihre Hirne, ihren Verstand heim. Sie bringen sie um die Errungenschaften der Zivilisation. Manche Menschen machen uns mit ihren Tieren lächerlich, uns und unser

Land. Schlimmer noch! Mit ihren zu grossen Pfoten und ihrem zu grossen Hang zu Gewalt besudeln sie das Land! Das Land verschmutzt unter dieser Geissel.
Für diese Menschen, die sich nicht zu beherrschen wissen und nichts von der Ehre ihres Landes wissen, gibt es allmählich einen neuen Namen. Wir werden sie Alkoholiker nennen. Wenn wir verhindern wollen, dass sich die Situation verschlimmert, werden wir uns der Schande des Tiers annehmen müssen. Noch einmal, das sind keine Menschen mehr, das sind Individuen und die bilden eine klebrige Schicht, eine regelrechte Sozialplage.
Sehen Sie sich doch an, wie diese Betrunkenen ohne jede Kontrolle durch die Strassen torkeln! Sehen Sie sich doch an, wie diese Familienväter Flasche um Flasche vor den Augen ihrer eigenen Kinder leeren, gewohnheitsmässig! Sehen Sie sich die ganzen anderen an, in den Wirtshäusern, die jeden Tag und zu jeder Stunde ich-weiss-nicht-wie-viel Alkohol saufen!
Tun wir, was wir tun müssen, um sie von unserer Gesellschaft fernzuhalten, die sie mit ihrer Schamlosigkeit, ihrer Hemmungslosigkeit, ihrer Kopflosigkeit gefährden! Lassen wir nicht zu, dass diese Plage, diese Animalität unsere Kinder verschlingt. Wir müssen

die Hygiene in unserer Gesellschaft bewahren. Lassen wir diese Individuen kein böses Fleisch gebären, das in seinen Eingeweiden diesen Makel auf immer behielte.
Hören Sie mir zu, hören Sie meine Forderung: Diese Individuen, wir müssen sie wohl oder übel heilen, denn ignorieren wir diese klebrige Plage, die mitten in unserem Land ausbricht, dann wird dieses Land seinem Ende entgegengehen.»

Gesundheitliche Plage, soziale Plage. Diese Begriffe finden sich auf der Website der UEK in der Quelle *Als die Psychiatrie …* Der Zweck dieses Textes ist es, ihre Gewalt darzustellen und eine Reflexion darüber zu eröffnen: www.uek-av.ch/psychiater.

DER WECKER

Camille Leyvraz

Im Zimmer, in dem ich schlafe, steht ein Wecker, der zu laut tickt. Tick Tack. Tick Tack. Ich habe darum gebeten, dass man ihn wegstellt, aber sie wollen nicht, denn das sei nur eine Laune. Deshalb zuckt beim Lesen andauernd mein rechtes Bein. Kleine Rucke im Rhythmus der Ticks und Tacks. Und beim Lesen habe ich immer den Mund offen, denn die Worte verstärken sich in ihrem Hall und formen einen Echokreis. Allerdings schreibe ich immer mit geschlossenem Mund, weil sie mir sonst womöglich entschlüpfen.

Hier regen sie sich über mich auf, denn ich wasche mich nicht mehr. Die Spinne in der Badewanne will mich nicht nackt sehen, und wenn ich es trotzdem probiere, fühle ich mich dreckig, und das tut mir in den Augen weh. Die tut da einen Funken rein, der brennt. Sie wollen, dass ich mich ein bisschen bemühe, denn sie sagen, es ist wirklich lästig mitanzusehen, dass ich mich in meinem Alter noch wie ein Kind aufführe. Sie hätten gern, dass mir klar ist, wie anstrengend das für meine Familie ist, dass sie sich um mich kümmern muss, und nur weil sie mich zu den Irren gesteckt hat, heisse das nicht, dass sie mich nicht mehr liebt. Meine Familie will einfach, dass ich für diese Gesellschaft nützlich bin. Also gibt man mir kleine Aufgaben, simple Aufgaben, etwas anmalen oder zusammenbauen, aber selbst dazu bin ich nicht imstande. Es ist wirklich unmöglich, mich zu beschäftigen. Man zwingt mich zum Waschen, weil ich stinke, und dann kratzt das über den Waden. Also kratze ich und man sagt mir, wenn ich damit nicht aufhöre, müssen sie meine Hände anbinden. Manchmal kommt mich wer besuchen. Meine Familie kommt manchmal, aber sie gehen immer enttäuscht, weil ich mich nicht

anstrenge. Sie besuchen mich immer weniger, aber es liegt nur an mir, ich muss mich ändern.
Im Zimmer, in dem ich schlafe, habe ich den Wecker kaputt gemacht, weil ich nicht mehr in meinem eigenen Rhythmus atmen konnte, wegen der Ticks und Tacks, die waren zu schnell. Sie sagen, dass ich immer im Zentrum der Aufmerksamkeit stehen will und dass ich so hier nie rauskäme. Diesen Monat habe ich kein Recht auf Besuche und ich soll zur Strafe drüber nachdenken, dass ich mit meinem Blödsinn ja auch meine Familie bestrafe.
Sie haben einen neuen Wecker in mein Zimmer gemacht, eine Uhr, die hängt über der Tür, und ich kann nicht mehr atmen.

Durch das Nachdenken über die auf der Website der UEK aufgeworfenen Fragen zur Gesundheit habe ich mich entschieden, mir eine Situation wie diese vorzustellen, welche die Betreuung von psychisch atypischen Menschen betrifft.

Justizvollzugsanstalt Hindelbank, Hindelbank | Liliane Gremion

Hinter den Kulissen des Films *Expertengespräche. Administrative Versorgungen und Wege der Rehabilitierung*. Schauen Sie den ganzen Film auf der Website der UEK: www.uek-av.ch/film.

«Das hat man ja lange nicht sagen können … Noch vor dreissig Jahren hätte man das nie öffentlich sagen können, was gewesen ist. Die Leute haben das gar nicht gewusst. Ich hätte vor dreissig Jahren nie gesagt, ich sei in Hindelbank gewesen. Und wenn man nachher sagte, ja, ich habe nichts verbrochen, dann hätten alle gelächelt und gesagt, ja das sagt ja jeder Mörder, ich habe nichts verbrochen … Und ich habe das ja auch immer verschwiegen. Das habe ich vierzig Jahre verschwiegen.»
Liliane Gremion

WARUM

Ed Wige

nicht fromm wie lamm, also ab in den zwinger! der zwinger
bringt zwang, weil nicht fromm war wie lamm. was das bringt?
zwingerzwang. das lamm ist nicht fromm, sondern wild. keine
rettung für wild, nur für mild. wild braucht schutz, einen
schild, also zwinger. der ist mild zum wild, zwingt zwar mit
zwang, aber so muss das. rettet der zwinger den wild? oder
nur das selbstbild von
mild

?

Dieser Text ist inspiriert von der Sendung *Temps Présent* vom 10. März 2011 auf RTS mit dem Titel «Les barreaux de la honte»: www.bit.ly/tempspresent2011.

«DIE FREIHEIT IST EIN GELBER HUND» – VERSORGTE UND VERFEMTE IN DER DEUTSCHSPRACHIGEN SCHWEIZER LITERATUR

Christine Lötscher
Literaturwissenschaftlerin Universität Zürich / Universität Hildesheim

«Im Alter von zehn Jahren versetzte man mich aus dem Schwererziehbarenheim in die Strafanstalt. Ich war ein elternloses Kind; aber B. sagte: […], du bist nicht erziehbar.»[1] So fasst der Ich-Erzähler in *Strafarbeit* (1962), dem Romanerstling des Bieler Autors Jörg Steiner (1930–2013), seine Lebensgeschichte zusammen. Und in *Kreuz Teufels Luder*, dem 2015 erschienenen Roman von Evelyna Kottmann (* 1961), notiert Schwester Andrusia, verantwortlich für die Erziehung von Mädchen aus «schwierigen» Verhältnissen in einem katholischen Heim, folgende Sätze in ihr Journal: «Ich denke das [sic] R. doch sehr viel von ihrer Mutter hat. Glaube nicht an Milieuschaden bei ihr. Eher hat R. die Sexuelle [sic] Abartigkeit ihrer Mutter [die sich aus Not prostituieren muss, C. L.] vererbt bekommen. Die Erbsünde lastet sehr in ihr.»[2]

Erschreckend schnell lassen sich, wenn man Berichte von Menschen liest, die administrativ versorgt wurden, die Lebensläufe rekapitulieren; sie fügen sich zu einem grausigen Refrain: «Verdingkind, Zögling einer Anstalt, Insasse einer Zwangserzie-

1 Steiner 1962, 34.
2 Kottmann 2015, 140.

hungsanstalt».[3] Das Verdingkinderwesen und das System der administrativen Versorgungen haben zwar formell nichts miteinander zu tun, werden aber oft im gleichen Atemzug genannt, weil sie biografisch ineinander übergehen: Viele Verding- und Heimkinder wurden später administrativ versorgt. Literarische Texte beschreiben die Erfahrung von Verdingkindern und administrativ versorgten Jugendlichen und Erwachsenen auf ähnliche Weise und stellen die Praktiken der Ausgrenzung, des Wegsperrens und der Ausbeutung in einen Zusammenhang mit dem Sozialsystem der Schweiz. In erster Linie aber interessieren sie sich für die Menschen: Denn was sich hinter den genannten Stationen des Leidens verbirgt, welche Hoffnungen, Wünsche, Träume gehegt wurden, welche Ängste, welche Verzweiflung ausgestanden – das können uns nur die Geschichten einzelner Frauen und Männer aufschliessen. Die Literatur vermag den Schmerz zwar nicht zu stillen, ganz im Gegenteil; sie macht ihn erst richtig fühlbar. Was sie aber kann, wie nicht zuletzt Romane von Schweizer Autorinnen und Autoren zeigen, ist dies: ihren Leserinnen und Lesern in Erinnerung rufen, dass es etwas gibt, das mächtiger ist als der Staat und seine Behörden, als Vormünder und Anstaltsleiter. Und zwar die Hoffnung, die Liebe und das Erzählen.

Fast immer beginnen die Geschichten von literarischen Figuren, die administrativ weggesperrt werden, in der Kindheit. Das hat zum einen mit der Erinnerungs- und Rekonstruktionsarbeit zu tun, aus der die häufig autobiografisch geprägten Romane hervorgehen, und mit dem Drang, zu verstehen, was da eigentlich passiert ist und wo alles angefangen hat. Es gibt aber noch einen zweiten Grund, der mit einer literarischen Tradition zu tun hat. Rousseaus Roman *Émile ou l'éducation* (1762), der für naturverbundenes Spiel und freie Entfaltung anstelle von Zucht und Strafe plädiert, wurde von der deutschen Romantik begeistert aufgenommen. Das romantische Kind wurde zum Inbegriff

3 Loosli 2007, 19.

unschuldiger Offenheit und naturhafter Liebe zum Leben – es verkörpert den Menschen im Idealzustand. Umso grausamer mutet es an, wenn eine solche Figur misshandelt und an der eigenen Entfaltung gehindert wird. In Johanna Spyris *Heidi*-Romanen (1880/81) flackert bei aller teils biederen Betulichkeit ein utopischer Kern auf: Wenn die Gesellschaft das romantische Kind sich nur frei entfalten liesse, gäbe es mehr Freude, Liebe und Gerechtigkeit auf der Welt.[4] Auch wenn Fräulein Rottenmeiers Applikation pädagogischer Zwangsmassnahmen in Frankfurt zu den humoristischen Höhepunkten in Spyris Werk gehört, bricht es einem doch das Herz, wenn Heidi unter der Fuchtel des bürgerlichen Wohlanstands langsam zu einem bleichen Schatten ihrer selbst zu werden droht. In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, etwa im Frühwerk Jörg Steiners, verwandelt sich das romantische Kind dann in den aufmüpfigen Jugendlichen, der mit seiner widerständigen Energie alles infrage stellt, um schliesslich 1968 auf die Barrikaden zu steigen.

Der Zuspruch, den Heidi und mit ihr das romantische Kindheitsideal beim Lesepublikum bekam, stand in hartem Gegensatz zur Wirklichkeit eines Erziehungs- und Sozialsystems, das von der genetischen Minderwertigkeit ganzer Bevölkerungsgruppen ausging und an die Segnungen von Disziplin und harter Arbeit glaubte. Umso mehr, als sich mit den Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern in den Anstalten eine schöne Stange Geld verdienen liess. Auch vom Profit, den der Staat aus dem Anstaltswesen zog, erzählen literarische Texte. Ihre Kraft beziehen solche Erzählungen nicht zuletzt aus der Spannung zwischen der romantischen Utopie vom Kind als Keim einer besseren Welt und der Gestaltung einer Wirklichkeit, die gerade dieses Kind und damit die Hoffnung auf Menschlichkeit zu vernichten trachtet.

Missverstandene und misshandelte Figuren am Rand der Gesellschaft, Romane und Erzählungen von und über Künstler,

4 Vgl. Spyri 2000; Spyri 1984.

die sich nicht anpassen können und wollen, deren Schreiben als Ausdruck von Widerstand zu verstehen ist, als Versuch, aus der helvetischen Enge auszubrechen – davon gab es in der Schweizer Literatur des 20. Jahrhunderts so viele, dass der Blick vom Rand zu einem ihrer Charakteristika geworden ist.[5] So unterschiedliche literarische Temperamente wie Robert Walser, Max Frisch, Peter Bichsel, Paul Nizon, Regina Ullmann, Adelheid Duvanel, Erica Pedretti, Markus Werner oder Verena Stefan gehören zu einer Liste, die sich beliebig verlängern liesse. Auch wenn sich das literarische Schaffen in den letzten Jahrzehnten von klassischen Schweizer Themen emanzipiert hat, gibt es doch immer wieder Texte mit einer hohen Sensibilität für Ausgrenzung und Gewalt – in ihrem jüngsten Buch *Schildkrötensoldat* (2017) lässt Melinda Nadj Abonji einen jungen Mann, der im Jugoslawienkrieg am Machokult und den grausamen Zurichtungspraktiken des Militärs zerbricht, in sanfter Rebellion die Welt und die Dinge in einer neuen, eigenwilligen Sprache entdecken.

Hier soll es aber ausschliesslich um Romane gehen – eine kleine, aber repräsentative Auswahl deutschsprachiger Schweizer Literatur –, deren Protagonisten in Anstalten, in Psychiatrie und Zuchthaus administrativ versorgt wurden. Sie sind mehrheitlich im 20. Jahrhundert entstanden und haben, auf die eine oder andere Weise, einen autobiografischen Hintergrund. Die Geschichten, die sie erzählen, wiederholen sich denn auch immer wieder. Darin gleichen sie den zahlreichen Erfahrungsberichten und Aufzeichnungen von Menschen, die von administrativen Massnahmen betroffen waren, die in den letzten Jahren erschienen sind. Was die literarischen Texte aber von den lebensgeschichtlichen Erzählungen unterscheidet, ist nicht das Anliegen, aufzurütteln, anzuklagen, sich Gehör zu verschaffen; das teilen die beiden Textsorten. Den literarischen Texten, auch wenn sie noch so düster sein mögen und voller Ge-

5 Vgl. zum Beispiel Caduff 1997.

walt, geht es immer um einen Weg in die Freiheit, wie sie nur in der künstlerischen Gestaltung anderer Denk- und Bilderwelten möglich ist. Ein Weg führt über die Arbeit an der Sprache; ein anderer über das Spiel mit Figurentypen und Standardszenen der Genre-Literatur. Den hat Friedrich Glauser mit seinen Wachtmeister-Studer-Krimis eingeschlagen.

Systemkritik oder ein «Armenhüüsler» als Polizeigehilfe

Auf dem Friedhof des Dorfes Pfründisberg wird an einem nebligen Novembermorgen die Leiche eines gewissen James Farny gefunden. Die Umstände seines Todes sind mysteriös. In der Brust des alten Mannes klafft eine tödliche Schusswunde, neben seiner rechten Hand liegt eine Waffe, aus der kürzlich gefeuert wurde – doch die Kleidung über der Wunde ist unversehrt. Es ist Wachtmeister Studers vierter Fall. Wie in allen Kriminalromanen Friedrich Glausers (1896–1938) wühlt der Fahnder von der Kantonspolizei Bern in *Der Chinese* (1939) einen trüben Tümpel aus Intrigen und Vetternwirtschaft auf. Auch in Pfründisberg sorgt er mit seiner aufrechten Haltung und seinen unorthodoxen Methoden dafür, dass Amtsträger und Honoratioren am Ende ihr wahres Gesicht zeigen und der Gerechtigkeit Genüge getan wird. Studer weiss genau, wo er sich Hilfe holen kann: Nicht bei den Mächtigen; sie würden ihn immer nur an der Nase herumführen, um sich gegenseitig den Rücken frei zu halten. Wer über das entscheidende Wissen verfügt, ist einer, auf dem alle herumtrampeln, ein Versorgter, Verfemter; ein «Armenhüüsler»[6] mit der «klassischen» Laufbahn: ledige Mutter, Verdingbub, Korrektionsanstalt, Armenanstalt. Einer, der sich versteckt im Gasthaus zur Sonne, wo Studer seine Einsatzzentrale eingerichtet hat, ein Unsichtbarer, ein Phantom. Doch Studers Spürnase verrät ihm, dass da noch einer im Haus ist, der mehr weiss als alle anderen. Ohne den jungen Ludwig, den Studer spontan zu seinem Gehilfen ernennt, würde es ihm

6 Glauser 1989, 49.

niemals gelingen, die Verstrickungen der skrupellosen und profitgierigen Pfründisberger aufzulösen.

Von Anfang an rückt der Erzähler durch seine Perspektive die Welt in ein anderes Licht: Kriminell sind nicht die Armen, die in der Anstalt versorgt werden, bis sie unter einem Vorwand zur Verwahrung ins Zuchthaus kommen; kriminell sind die Herren, die selbstgerecht über das Leben anderer entscheiden und im Wirtshaus das grosse Wort schwingen. Allen voran Hungerlott, der Hausvater der Armenanstalt Pfründisberg.

So sagt es Studer natürlich nicht, er ist kein Mann vieler Worte. Glauser lässt die Figuren reden. Er legt seine Geschichte so an, dass sich die Vertreter behördlicher und institutioneller Macht, die Inhaber der amtlichen Wahrheit, um Kopf und Kragen reden. Die Kleinen und vermeintlich Hilflosen dagegen, über die immer nur verfügt wird, haben die Gabe der Rede: Sie sprechen so, dass man ihnen sofort glaubt.

Es ist aber keineswegs selbstverständlich, dass einer wie Ludwig seine Geschichte überhaupt erzählen kann. Autobiografische Aufzeichnungen von Menschen, die Glauser als Vorbilder für seinen Ludwig hätten dienen können, zeichnen ein verzweifeltes Bild junger Menschen, denen ihre Geschichte mit Gewalt in den Körper eingeschrieben wurde. Eine eigene Stimme zu finden, um über das Erlittene zu reden und zu schreiben, ist ein langer Prozess, das weiss auch Glauser. Es braucht dafür zunächst einmal das Wissen, kein Einzelfall zu sein. Im Vorwort zu Friedrich Dreiers Erinnerungen, die unter dem Titel *Hungrig, ungeliebt und misshandelt. Ich war ein Verdingkind* erschienen sind, schreibt der Historiker Thomas Huonker: «Erst die Akteneinsicht bringt die Erkenntnis, dass hinter ihrer individuellen Leidensgeschichte das Funktionieren einer breit aufgestellten Behördenmechanik stand, die es mit der Wahrheit nicht sehr genau nahm.»[7] Und hält weiter fest: «Das neue Wissen, nicht ein besonders problematischer Einzel-

7 Vorwort von Thomas Huonker, in: Dreier 2007, 11. Thomas Huonker ist Mitglied der UEK Administrative Versorgungen.

fall zu sein, sondern eines der vielen Opfer eines grossen gesellschaftlichen Unrechts, gibt vielen von ihnen die Möglichkeit, sich mit der eigenen Biografie so auseinanderzusetzen, dass sie nicht einfach eine Abfolge von stets drohenden und oft eintreffenden Desastern bleibt, sondern dass die autonome Deutung und Gestaltung des eigenen Lebens deutlich wird.»[8] Arthur Honeggers (1924–2017) Roman *Die Fertigmacher* (1974), der auf der Lebensgeschichte des Autors beruht, ist ein eindrückliches Dokument dieses Erkenntnisprozesses. Der Ich-Erzähler Berni Oberholzer kommt als uneheliches Kind in eine Pflegefamilie im Zürcher Oberland. Sein Vormund hängt der Ideologie von der genetischen Disposition zu sexueller Unkontrolliertheit, Faulheit und Kriminalität an; das «Kind der Sünde» gehört über kurz oder lang ins Zuchthaus.[9] Jeder noch so harmlose Bubenstreich, jeder schüchterne Kuss wird ihm als schweres Vergehen ausgelegt. Gegen den Willen des Pflegevaters und trotz eines hoffnungsvollen psychiatrischen Gutachtens demonstriert der Vormund Härte und versorgt den Jungen in einem Heim für Schwererziehbare in Oetwil:

> «Du verfügst über eine überdurchschnittliche Intelligenz, du hast die Prüfungen und Tests gut bestanden. Aber du hast eine schwarze Seele, einen frühreifen Trieb. Du hast dich unsittlich aufgeführt. […] Ich bin zu diesem Entschluss gekommen, weil ich dich als hoffnungslosen Fall betrachte. In Oetwil wird man dir beibringen, wie sich ein normaler Mensch aufführt. Das Heim ist streng geführt, es wird hart gearbeitet und … nun, du wirst es schon sehen. Ein Vergnügen ist es nicht. Aber ich musste es tun; deine Mutter war eine Hure und dein Vater ist im Zuchthaus.»[10]

Als nächste Station wartet Sklavenarbeit bei einem Bauern auf den Jugendlichen – solange der Vormund lebt, setzt er alles

8 Vorwort von Thomas Huonker, in: Dreier 2007, 11.
9 Honegger 1974, 17.
10 Honegger 1974, 77.

daran, Berni auf den ihm vorgezeichneten Weg ins Zuchthaus zu bringen.

Honegger bemüht sich, seinen Ich-Erzähler aus der Perspektive des ahnungslosen Kindes sprechen zu lassen, das nicht weiss, wie ihm geschieht, das die Welt der Erwachsenen als unsinnigen, geradezu absurden Mechanismus willkürlicher Zwangsmassnahmen erfährt. Hinter Bernis Geschichte steht wohl die Erfahrung, die Honegger selbst als Kind und Jugendlicher mit dem System der administrativen Versorgung gemacht hat; ebenso wichtig für die Organisation der Erzählung ist das Wissen um die Systematik des Umgangs mit Menschen, die an den Rand der Gesellschaft gedrängt und von Generation zu Generation immer wieder versorgt wurden. Honeggers Roman liegt die historisch-soziologische Analyse eines Systems zugrunde, das mit seinen engen und bigotten Normvorstellungen die ganze Gesellschaft prägte, die Menschen ein geducktes und ängstliches Leben führen liess. Dabei scheinen alle Beteiligten mitzuspielen: als gäbe es eine unausgesprochene Übereinkunft darüber, dass bürgerlicher Wohlstand für die einen nur um den Preis einer radikalen Ausgrenzung für die anderen, unangepassten, zu haben sei. Insofern ist *Die Fertigmacher* als politischer Roman mit einer klaren Agenda zu lesen. Wir haben es mit einer Affektpoetik der Aufklärung zu tun: Durch eine emotional aufwühlende, empörende Lebensgeschichte sollen den Leserinnen und Lesern die Augen für ein Unrecht geöffnet werden, das hinter der Fassade eines vermeintlichen Rechtsstaats geschieht: Wer nicht gut tut, wird versorgt.[11]

Honegger war nicht der erste Autor, der die Versorgungspraxis literarisch anprangerte. Prominent erhob seine Stimme bereits in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts der Schriftsteller und Sozialkritiker Carl Albert Loosli (1877–1959). Er legte in seinen Essays die sozialpolitische Analyse und damit den wissensgeschichtlichen Rahmen vor, auf dessen Basis Honeggers

11 Einführung, in: Loosli 2007, 8.

Roman und viele andere Lebensgeschichten überhaupt erst erzählt werden konnten. Bei Honegger gibt es deutliche Bezüge zu Looslis Werk; nicht zuletzt in der impliziten Bezugnahme auf dessen zentrale These: dass der Schweizer Staat durch seine Versorgungspraxis Krieg führe gegen sein eigenes Volk. Arbeitsanstalten bezeichnete Loosli in seiner 1939 erschienenen Streitschrift *«Administrativjustiz» und Schweizerische Konzentrationslager* als «Konzentrationslager» – meinte damit allerdings nicht die Vernichtungslager des NS-Regimes, von denen er bei der Niederschrift des Buches noch nichts wissen konnte, sondern bezog sich auf die Kriegsgefangenenlager nach dem Ersten Weltkrieg. Die Versorgung, wie sie in der Schweiz praktiziert wurde, war für ihn klar ein Instrument der Kriegführung:

> «Etwas mehr oder etwas anderes sind jedoch unsere mit den ordentlichen Zucht- und Korrektionshäusern in jeder Hinsicht unzertrennlich verbundenen Arbeitshäuser auch nicht. Auch diese sind eine, freilich schamhaft verschleierte, latent klassenkämpferische Bürgerkriegserscheinung. Die vorderhand wirtschaftlich und politisch noch mächtigere Oberschicht bedient sich ihrer als eines Kampf- und Vernichtungsmittels gegen Arme, Enterbte, von ihr Verwahrloste. Sie tut es genau wie überall anderswo, einmal um ihrer eigenen Sicherheit, dann namentlich aber auch um ihrer Verlegenheit willen, in der sie sich gegenüber ihren Häftlingen befindet, weil sie mit ihnen nichts Vernünftiges anzufangen weiss und weder die Einsicht noch den Mut aufbringt, etwas wirklich Gesellschaftsaufwertendes, Staatserhaltendes mit ihnen anzubahnen.
>
> Dass die ‹Administrativjustiz› in ihrer Verlegenheit dafür Entschuldigungen und Erklärungen vorbringt, sich ein menschenfreundliches Mäntelchen umhängt und von Besserungs- und Nacherziehungszwecken gar erbaulich zu predigen weiss, darf einen nicht beirren. Ihre Konzentrationslager, unsere Arbeitshäuser, sind und bleiben Anstalten provisorischer Be-

> schaffenheit für Menschen, die der Obrigkeit, den Behörden, der Verwaltung und dem Fiskus unbequem sind, die sie belasten, die sie am liebsten ausrotten möchten, die sie aber weder ertüchtigen noch wirtschaftlich normalisieren können oder wollen.»[12]

Wachtmeister Studers Ohren

Auch Friedrich Glauser kennt das System der administrativen Versorgung aus eigener Erfahrung. Mit vierzehn Jahren wurde er vom Vater als «schwieriger» Jugendlicher ins Landerziehungsheim Glarisegg in Steckborn abgeschoben, später wegen seiner Drogensucht entmündigt und immer wieder in psychiatrische Kliniken eingewiesen. Seinem Roman geht es weniger um Analyse und Aufklärung als um das Vermögen der Literatur, eine andere Welt zu entwerfen. Glauser setzt die Mittel des Krimigenres ein, um Ludwig zu retten, einem, der eigentlich keine Chance hat, eine Zukunft zu geben. Dabei schwingt sich der ansonsten lapidare Erzähler zu einigem Pathos auf. Zum Erzählen gehören immer zwei, und so ist die zentrale Figuration in diesem wundersamen Geschehen Studers offenes Ohr. Der Mann kann zuhören. Daher kommt auch sein Sinn für Gerechtigkeit. «Erzähl, Ludwig!», fordert er den jungen Mann auf, und bietet ihm eine Brissago an. So schafft Glauser eine Situation, in der die beiden so unterschiedlichen Männer von gleich zu gleich miteinander reden: «Das Knechtlein und der Fahnderwachtmeister rauchten um die Wette.»[13]

Interessant ist hier, wie der Erzähler Ludwigs Geschichte kommentiert – und von Studer kommentieren lässt. «Es war eine einfache Geschichte»,[14] beginnt er den Bericht, der zwischen Erzählerrede und direkter Rede Ludwigs hin- und herwechselt. Die Stationen von Ludwigs bisherigem Leben sind bekannt: Pflegefamilie, Verdingbub, Korrektionsanstalt, Ar-

12 Loosli 2007, 248.
13 Glauser 1989, 55.
14 Glauser 1989, 55.

menanstalt. Doch Ludwig versteht es, seine Geschichte mit eigenen, lebendigen Worten zu erzählen; geradezu literarisch in der kunstvoll naiven, das hochgestochene Gerede der besseren Herrschaften entlarvenden Art, die man aus *Fritz Kochers Aufsätzen* von Robert Walser kennt. Und nicht nur das: Ludwig durchschaut die Kompetenz der Pädagogen und sieht die Fragwürdigkeit ihrer hehren erzieherischen Ansprüche glasklar vor Augen. Schon als Verdingbub durchschaute er, wie Gewalt von oben nach unten weitergegeben wird:

> «Am Sonntag ging der Bauer ins Wirtshaus, und da er keine Kinder hatte, prügelte er mich, wenn er heimkam. Ich glaube, ein leichtes Lächeln entstand um Ludwigs Mund, der Bauer hätte ganz gern seine Frau verprügelt, aber die war stärker als er und so hat er sich hinter mich gemacht.»[15]

Wie sehr das Gegenüber am Erzählen beteiligt ist, betont der Erzähler immer wieder; indem er Ludwig den Wachtmeister direkt ansprechen lässt – «Glaubt mir, Herr Studer, ich wollte nicht hoch hinaus: Mein Löhnli haben und meine Arbeit, sonst nichts» – und indem er auf Studers Reaktion eingeht. Studer wird allmählich gewahr, wie sehr ihn Ludwig mit seiner sanften Stimme zu berühren vermag:

> «Es lag etwas Quälendes in dieser einfachen Art des Erzählens und Studer hatte ein weiches Herz. Er fühlte, wie Schweissperlen ihm über die Wangen rannen und gab dem überhitzten Öfeli die Schuld. Ein Augenblick nur – dann wusste er, dass es die Geschichte des Ludwig war, die ihm Wasser in das Gesicht trieb. ‹Geht es noch lang?› fragte er heiser. ‹Ich mein', deine Geschichte.›»[16]

In ihrer Einfachheit ist Ludwigs Erzählung durchaus raffiniert. Gerade durch seine direkte, bei der eigenen Erfahrung ansetzende Art des Redens erweist er sich als eine der klügsten Figuren des Romans. Insbesondere, als er seine Leidensgeschichte, in die noch eine Liebesgeschichte mit einer Frau, die an Tuber-

15 Glauser 1989, 56.
16 Glauser 1989, 57.

kulose stirbt, hineinspielt, in die grossen Zusammenhänge einordnet, die man heute Biopolitik[17] nennen würde:

> «Aber wir hatten keine Papiere und ohne Papiere seid Ihr verkauft auf dieser Welt. Nicht auf die Menschen schaut man und ob sie schaffen und ob sie ehrlich sind, man schaut darauf, dass sie ein braunes Büechli haben mit Photi, mit Stempeln und Unterschriften …»[18]

Ludwigs Erzählkunst ist seine Art, für Freiheit zu kämpfen. Er stellt mit Studer im Kleinen das an, was Glauser in seinen Kriminalromanen mit den Leserinnen und Lesern macht – Ludwigs sanfte Stimme, seine einfach-raffinierte Sprache entsprechen dem Sound, der die Glauser-Krimis bis heute um keinen Tag hat altern lassen, und dem Spannungsbogen des Krimi-Plots, der schlicht wirken mag, aber schlau konstruiert ist. In dieser Inszenierung einer Zusammenarbeit zwischen dem Erzähler, den Figuren und den Lesenden steckt, klein, aber mächtig, eine Idee von Gemeinschaft, die als Gegenentwurf zum freud- und lieblosen Disziplinierungsapparat zu verstehen ist.

Zweistimmiges Erzählen

Damit die Entrechteten ihre Geschichte überhaupt erzählen können, braucht es also ein Wissen um sozialpolitische Zusammenhänge, und ohne ein paar offene Ohren hat es keinen Sinn, die Stimme zu erheben, auch wenn man über eine verfügt. Fast alle wichtigen Texte der Schweizer Literatur, die von Erwachsenen und Jugendlichen in Korrektionsanstalten erzählen, arbeiten deshalb auf die eine oder andere Weise mit dem Prinzip der zweistimmigen Erzählung. Auf der einen Seite ist es die Version, die sich die offizielle Schweiz mit ihren Fürsorgebehörden, Vormündern und Anstaltsleitern erzählt. Zwar nehmen die Texte dezidiert die Perspektive der Entrechteten ein und legen sich affektpoetisch ins Zeug, um das Mitgefühl des Lesepublikums zu wecken: Sie schaffen einen Raum, in dem Figuren zur Spra-

17 Foucault 1983, 170.
18 Glauser 1989, 58.

che finden, denen die Sprechposition von Anfang an genommen, verweigert worden war. Dieser Raum kann sich aber, und das ist die zweite Stimme, nur im Widerspruch gegen die offizielle Erzählung, gegen die offizielle Sprache entfalten, die mit Worten wie mit Waffen zuschlägt: «Armehüüsler» (Glauser), «Kind der Sünde» (Honegger), «Zigeunerschlampe» (Mariella Mehr), «nicht erziehbar» (Steiner). Nicht weniger gewaltsam sticht die Blumigkeit der Metaphern ins Auge, die von den salbadernden Pädagogen ins Feld geführt werden. In Glausers Krimis wird ihr Zynismus entlarvt: Wer einmal in einer Anstalt versorgt wird, «kommt nie auf einen grünen Zweig»; ob noch etwas aus ihm werden kann, «steht in den Sternen»; «alles scheint ihm unter den Fingern kaputt zu gehen». Wie eine zweite, böse Stimme schwingt die Sprache der Gewalt mit. Sie setzt den Rahmen. Darin besteht die Tragik dieser Romane.

Es gibt eine Urzelle dieses zweistimmigen Erzählens in der Schweizer Literatur: Gotthelfs Romanerstling. Bereits im *Bauernspiegel* (1837) prangert der Ich-Erzähler Mias die Behördengewalt an und das mangelnde pädagogische Engagement für Kinder von Armen. Als seine Familie verarmte, wurde er als billige Arbeitskraft an den Bauern verschachert, der am wenigsten Kostgeld haben wollte. Dort wird ihm klar, dass er nicht nur seiner Familie, sondern auch seiner Identität beraubt wurde:

> «Ich freute mich an Stall und Rossen; nur eines ärgerte mich, dass man mir nämlich nie den Taufnamen gab, sondern dass ich nur der Bueb hiess. Später erst merkte ich, dass ein auf ein Gut verdingtes Kind jeglichen Namen verliert, um Bueb oder Güeterbueb zu heissen, d. h. um ein Mensch zu werden, der Niemandem mehr auf der ganzen Welt angehört als dem Gut, auf welchem er verpflegt wird.»[19]

So schildert Mias, wie er als Verdingkind seines Namens und seiner Identität beraubt wurde. Wortgewaltig erzählt er, wie ihm seine kindliche Empfänglichkeit für die Schönheit der

19 Gotthelf 1986, 57.

Natur und seine angeborene Liebe zur Welt und zu den Menschen systematisch ausgetrieben wird. Am schlimmsten war die Zurückweisung seiner kindlichen Zuneigung durch den Bauern, den Ätti; sie schlug ihm «eine Wunde ins Herz […], die, immer wieder aufgerissen, niemals vernarbte»:[20]

> «Diese Liebe, die niemand wollte, schloss sich ein in das Herz und verschloss es; ich fühlte mich allein auf der Welt, wurde ernst, bitter, dachte über alles für mich selbst nach, schien unfreundlich, mürrisch; aber niemand sah, wie oft, wenn ich allein war, eine Wehmut über mich kam, die in einen Tränenstrom sich auflöste, der fast nicht versiegen wollte. O die Menschen wissen nicht, wie schön es in Kinderherzen aussieht, in denen die Liebe aufblüht; sie wissen aber auch nicht, wie zart diese Pflanze ist in ihrem Frühling, wie leicht der Frost sie lähmt und tötet. Mit eisiger Hand, frostig durch und durch, wühlen die meisten Menschen in den Kinderherzen, und unter ihren Händen erstarrt der schöne Frühling; die Pflänzchen der Liebe sterben und kühle, kalte, selbstsüchtige Menschheit nistet sich ein als tausendarmiges Unkraut in der Liebe verödetem Garten, und da wo man der süssen Liebe süsse Früchte hätte pflücken können, findet man nur die bittern Galläpfel des Neides, der Engherzigkeit, der Gemeinheit.»[21]

Das zwingt ihn in die Verbitterung und Verhärtung. Trotz allem findet er einen Weg, sich im Leben zu behaupten. Der Schlüssel dazu liegt in der Kraft, seine Geschichte so zu erzählen, dass die Leserinnen und Leser Mitleid empfinden und sich empören über die Unmenschlichkeit der Gesellschaft und der Behörden.

Die Erfahrungen, die Gotthelf schildert, gleichen jenen, die im 20. Jahrhundert Eingang in die Literatur fanden. Ein literarischer Nachkomme ist Jakob Schaffner (1875–1944), einer der ganz grossen Stilisten der Schweizer Literatur des 20. Jahrhunderts. Das ist heute kaum noch bekannt, denn wegen seiner na-

20 Gotthelf 1986, 57.
21 Gotthelf 1986, 57.

tionalsozialistischen Gesinnung ab Ende der 1930er-Jahre wurde Schaffner aus dem literarischen Kanon verbannt. Zu Recht, was seine späten, völkisch bewegten Texte angeht. Doch sein Meisterwerk *Johannes. Roman einer Jugend* von 1922 gehört zum Eindrücklichsten, was die deutschsprachige Literatur zum Thema Heim- und Arbeitserziehung zu bieten hat; der Roman kann sich neben Hermann Hesses *Unterm Rad* und Robert Musils *Verwirrungen des Zöglings Törless* (beide 1906 erschienen) sehen lassen. Auch hier haben wir es mit einem autobiografischen Zugang zu tun; Schaffner erzählt die Geschichte seiner eigenen Befreiung hin zum Schreiben. Der Ich-Erzähler Johannes Schattenhold wird nach dem Tod seines Vaters – die Mutter wandert mit ihrem neuen Mann nach Amerika aus – in einer pietistischen Erziehungsanstalt versorgt. Er hätte bei den Grosseltern mütterlicherseits bleiben können, doch weil sie Katholiken waren, schienen sie dem Vormund des protestantischen Knaben als Erzieher ungeeignet. Harte Arbeit, kalte Disziplin und puritanische Selbstzerknirschung prägen den Alltag im Heim. Es gilt, das Böse in jedem Kind auszumerzen:

> «Den Anfang müsse man […] im eigenen Herzen machen, wo diese Welt [der Feinde Christi, C. L.] ihre Wurzeln habe in Gestalt von Lüsten, bösen Gedanken, Widersetzlichkeiten gegen das Gute und Untreue aller Art, durch welche der Erlöser täglich und stündlich neu gekreuzigt werde. Wollten wir ihm also Martern ersparen, so müssten wir die Bestien mit den vier Köpfen und die Person von Babylon in uns vernichten.»[22]

Je enger sich die Räume um den Zögling herum schliessen, umso träger und endloser zieht sich die Zeit hin in diesem Roman; dieses Zerdehnen realisiert Schaffner durch eine sich ständig steigernde Aufmerksamkeit für jedes Detail, den leisesten Lichtschimmer, jedes Geräusch in der Ferne. Wie aus einem Schauerroman mutet die Figur des Heimleiters, des «Herrn Vater» an. Johannes entwickelt eine Obsession für den Herrn

22 Schaffner 2005, 99.

Vater, der gelähmt im Rollstuhl sitzt, aber dennoch allmächtig ist in der Ausübung seiner Funktion. Zwischen Faszination und Todesangst, Mordlust und Unterwürfigkeit changierend beobachtet der Junge alles, was der uralte Mann tut:

> «Gleich am ersten Tag, an welchem ich den Herrn Vater dort hinauftragen sah, ereignete sich ein Zwischenfall. Einer der starken Brüder, die ihn trugen, muss wohl gestolpert sein, und es bestand einen flüchtigen Moment die Gefahr, dass er mit dem Gelähmten zu Fall kam. Der angstvolle Schrei, den der Gichtbrüchige tat, gab sozusagen die Vorzeichnung an, unter welcher ich ihn künftig betrachtete. Es war etwas darin, das mich reizte, mich gegen ihn aufzulehnen. Der schwere, unbewegliche Mann hatte es nicht dahin gebracht, obwohl der freundlich mit mir sprach, mir verständlich zu sein. Ich beunruhigte mich über seinen Blick, den ich für gefährlich und falsch hielt, über seine weichlichen, etwas hängenden Wangen und über die Art, wie er beim Essen mit seinem künstlichen Gebiss schnell und mit sichtbarem Genuss kaute und sich gleich wieder geben liess, sobald er mit einem Mundvoll fertig war. Zu alldem sprach ich ihm sozusagen nicht die Berechtigung zu. Bei unserem alten Pfarrherrn in Wyhlen hatte das ganze Wesen in vertrauenerweckender Weise übereingestimmt, ob er vor dem Altar stand oder auf der Strasse ging. Es war mir nie eingefallen, ihn zu kritisieren. Mit diesem säftevollen, begehrlichen Leib und dem frommen, meiner Meinung nach hochmütigen Geist setzte ich mich jedoch vom ersten Augenblick an auseinander und blieb auf lange Zeit unverbrüchlich dabei.»[23]

Schon früh entlarvt der junge Johannes Schattenhold die Doppelmoral der pietistischen Aufopferung für die Armen. Wie ein sadistischer Vampir nährt sich der «säftevolle, begehrliche Leib» des Herrn Vater und mit ihm des gesamten religiösen Establishments vom Elend und vom Leiden jener, denen sie zu helfen behaupten. Der Gedanke, dass das Fürsorge- und An-

23 Schaffner 2005, 105–106.

staltswesen, ja dass die ganze Gesellschaft die Armen braucht, um sich selbst zu legitimieren, kommt auch in anderen Texten zum Ausdruck; ganz stark bei Mariella Mehr sowie in Evelyna Kottmanns Roman *Kreuz Teufels Luder*, der die Erinnerungen der Hauptfigur mit den Journaleinträgen einer Nonne zusammenmontiert, die eine tiefe Befriedigung aus der Macht zieht, die sie über das ihr anvertraute Mädchen ausüben kann. Diese Ausbeutung kann durchaus auch ökonomische Aspekte haben, wie wir bei Glauser gesehen haben, nimmt mitunter aber geradezu vampiristische Züge an, wenn man an Schaffners «Herrn Vater» denkt, der sich von Leib und Seele seiner Zöglinge nährt. Die Armen, das versteht Johannes so gut wie Glausers Ludwig, müssen arm und verfemt bleiben, damit die Rechtschaffenen an ihnen Gutes tun und sich mit einem Gefühl von Überlegenheit und Sicherheit auf der Seite der moralisch Aufrechten einrichten können.

Geschliffener Marmor

In der Literatur bekommen Anstalten nicht nur durch Hausväter, Nonnen, Wärter und die Hackordnung unter den Zöglingen ihre spezifische Atmosphäre. Es ist auch die Gestaltung der Räume, die das Leben hinter Gittern oder zumindest hinter geschlossenen Türen in seiner Tristesse erfahrbar macht. Ihre Kargheit, das Knallen der Holzschuhe auf den Fliesen, die endlos langen, mitunter gefährlichen Wege vom Schlafsaal zum Speisesaal – jederzeit kann einem jemand abpassen – wirken, auch im Verhältnis zu den eingeschüchterten Figuren, überaus bedrohlich. Auch hier spielen Elemente des Schauerromans hinein. Unübersichtlich bis zum Labyrinthischen sind die Räume angeordnet, und überall lauern, unausgesprochen, die Gespenster früherer Leidensgenossen in den Mauern. Scharen von geisterhaften Bettnässern stehen an den Wänden, und man glaubt die Schreie ganzer Generationen misshandelter

Kinder und Jugendlicher zu hören, denen der Ochsenziemer des Hausvaters den Rücken aufreisst. Wachtmeister Studer wird, sowohl bei der Besichtigung der Armenanstalt im *Chinesen* als auch bei seinen Nachforschungen in der Irrenanstalt, in die es ihn bei der Aufklärung eines Mordes in *Matto regiert* verschlägt, von den Gebäuden selbst abgelenkt und verwirrt – als seien sie mit den in beiden Fällen hochgradig wahnsinnigen Verantwortlichen im Bunde.

Dieser Wahnsinn hat in Jörg Steiners Romanerstling *Strafarbeit* (1962) kein menschliches Gesicht; er verdichtet sich im schwarz-weissen Schachmuster des Fliesenbodens, auf dem die Zöglinge des Schwererziehbarenheims Tag für Tag strammstehen. Steiners Interesse für junge Männer, die in Heimen versorgt werden, hat einen autobiografischen Hintergrund: Als junger Lehrer trat er 1953 eine Stelle im Erziehungsheim Aarwangen an. Es fiel ihm schwer, einen Zugang zu den Jugendlichen zu finden und die autoritäre Rolle des Erziehers einzunehmen. Bis er begann, gemeinsam mit ihnen Jazz zu hören.[24]

Jazz – das war die Sprache des Protests, die er ihnen vermitteln konnte, aber auch sich selbst; *Strafarbeit* ist ein Roman, der klingt wie Freejazz. In diesem «Traumbuch zwischen Gefangenschaft und Freiheitsdurst»[25] löst sich die frei improvisierende Fantasie des Ich-Erzählers Benninger, genannt Vulkan, aus allen Zwängen, indem er sich poetisch am Marmor dieses Fussbodens abarbeitet:

> «Ich beuge mich über die Fliesen, und ich begreife, dieser Boden verrät uns. Man hat den weissen Marmor nicht zu Tode poliert; man hat ihn geschliffen, so dass die Adern schwach hervortreten. Das Licht dringt aber noch in ihn ein, dringt unter die Oberfläche und kehrt gebrochen zurück; es blendet kein Auge mehr.»[26]

Es scheint eine geheimnisvolle Verbindung zwischen dem geschliffenen, von tausend Holzpantinen abgenutzten Stein und

24 Von Matt 2013.
25 Von Matt 2013.
26 Steiner 1962, 11.

dem Bleistift zu geben, mit dem Benninger sein eigenes, widerständiges Schwarz-Weiss-Muster aus Gedanken und Träumen auf weissem Papier aufzeichnet. Benninger träumt vom Ausbrechen aus dem streng karierten Muster seines Anstaltslebens, er fabuliert an der Grenze zum Fantastischen von einer Existenz in Freiheit. Die Landschaften, die Städte schmiegen sich seinen Wünschen an, werden zu Helferinnen. In einer der schönsten Szenen des Romans reitet er auf einem Hund, einem Köter, «hässlich, gelb, sprungbereit»,[27] den er zuerst totschlagen wollte, durch Wälder und Felder, überquert auf dem Rücken des schwimmenden Tieres sogar einen See. Als traumatisierter Jugendlicher hat Benninger den Reflex, die erlebte Gewalt gleich weiterzugeben; steinigen will er den Hund, «ihn in Stein einmauern»,[28] bis es ihm nicht anders geht als ihm selbst in seinem Schachbrett aus Marmor. Der gelbe Hund lässt sich nicht abschrecken, denn er weiss, was Benninger braucht: Freiheit. Er leckt ihm die Hände, nass und warm; aus heiterem Himmel bringt er ihm Liebe und Hingabe entgegen – und lässt die Welt allein dadurch in einem anderen Licht erscheinen. Diese unwahrscheinliche Zuneigung ist die Basis für den wild-fantastischen Ritt ins Blaue, der auf die Szene folgt. Hier zeigt sich im Text der «Meister der gewaltigen Kleinigkeit», wie Peter von Matt Steiner nennt: «[…] er weiss, dass in der Literatur die Hauptsachen nicht ausgesprochen werden können. Es geht zwar nur um sie, und wir wollen von nichts anderem hören, wollen nichts anderes wissen als sie, aber wenn sie einer ausspricht, zucken wir mit den Schultern.»[29]

Kunst aus Gewalt

Am stärksten prägt die Auseinandersetzung mit der grausamen Logik von Lieblosigkeit und Gewalt, die Verbitterung und neue Gewalt erzeugt, um wiederum mit Gewalt bekämpft zu werden, das Werk von Mariella Mehr (* 1947). «silvana ist schrei», heisst

27 Steiner 1962, 14.
28 Steiner 1962, 15.
29 Von Matt 2012, 328.

es in ihrem 1981 erschienenen Romanerstling *Steinzeit*, in dem sie die eigene Kindheit und Jugend erzählt. Mehr wurde 1947 als Angehörige der Jenischen in Zürich geboren. Das sogenannte Hilfswerk «Kinder der Landstrasse» der Pro Juventute, das den Fahrenden eine sesshafte Lebensweise aufzwingen und sie zu «brauchbaren Gliedern der Gesellschaft» machen wollte, trennte sie als kleines Kind von ihrer Mutter und stellte sie unter Vormundschaft. Sie wuchs in verschiedenen Heimen, bei Pflegeeltern und in psychiatrischen Anstalten auf; es folgte die administrative Versorgung im Frauengefängnis Hindelbank, als sie mit 18 Jahren schwanger wurde. Doch sie liess sich nicht unterkriegen: In den 1970er-Jahren wurde Mehr als freie Journalistin und Politaktivistin bekannt. Unter anderem kämpfte sie für die Aufarbeitung von «Kinder der Landstrasse».[30] In diesem Kontext ist auch *Steinzeit* entstanden; darin resümiert die Ich-Erzählerin Silvia-Silvana das Leben ihrer Mutter sarkastisch als eine einzige Anklage:

> «meine mutter ist zigeunerin. kaum fünf jahre alt holte sie die polizei aus dem rotel [wohnwagen] ihres vaters. für die hüter der sesshaften ordnung und ihre büttel war das zigeunerleben nicht lustig, sondern asozial und gesellschaftsgefährdend. sie wurde einem karitativen werk überlassen, das sie bis zu ihrem 25. lebensjahr ‹betreute›. eine amtsvormundschaft trimmte sie danach weiterhin ebenso unablässig wie erfolglos auf normen, die ihr nie gerecht werden konnten. sie erkrankte an einer paranoiden schizophrenie und wird seit über dreissig jahren in verschiedenen psychiatrischen kliniken abwechslungsweise mit schlaf- und insulinkuren und elektroschocks dagegen behandelt. heute zählt sie zu den chronisch-kranken der klinik friedheim.»[31]

Steinzeit sei, so Mariella Mehr in Marianne Pletschers Dokumentation *Die Kraft aus Wut und Schmerz*, ein Schrei gewesen.[32]

30 Vgl. Mehr 2017.
31 Mehr 1981, 9.
32 Pletscher 2007.

Sosehr der Text seine Leserinnen und Leser auch überwältigen mag in seiner Unmittelbarkeit und Emotionalität, auch er beruht auf einer historisch-soziologischen Analyse. Schreien, anklagen, eine Entschädigung fordern: all das ist erst möglich, wenn das System hinter dem individuellen Leid sichtbar wird. Mariella Mehr nimmt die Rolle an, das Sprachrohr aller Jenischen zu sein und aller, die Opfer fürsorgerischer Zwangsmassnahmen geworden sind. Bereits in der Widmung des Romans macht sie deutlich, dass die Gewalt, die sie erfahren hat, tief in der Gesellschaft verwurzelt ist:

> «dieses buch ist allen ungeliebten babys gewidmet, allen heimkindern, allen anstaltszöglingen, allen an unserer gesellschaft ver-rückt [sic] gemacht wordenen, allen stummgewordenen und all jenen, die wissen, dass nur liebe unsere zukunft rettet.»[33]

In Mehrs Werk lässt sich eine entschiedene Bewegung verfolgen, die – in stillerer, weniger dramatischer Form – auch bei Glauser, Schaffner, Steiner und bei Kottmann zu beobachten ist: Das Erzählen, das Schreiben wird zu einem Raum der Freiheit. Bei Mariella Mehr lässt sich nachvollziehen, wie es sie wegführt vom autobiografischen Zeugnis hin zu einer die eigene Erfahrung transzendierenden literarischen Erforschung der Gewalt im alltäglichen Leben und Sprechen und hin zur Lyrik. In der *Trilogie der Gewalt* (1995–2002), die als ihr Hauptwerk gilt, findet Mehr im Ringen mit der Sprache als Instrument der Zuschreibung, der Zurichtung, der Gewalt ihre eigene Sprache. Dabei geht sie im ersten der drei Romane, *Daskind*, auf äusserst schmerzvolle Weise ganz ins Schweigen, in die Stummheit und Abgeschnittenheit hinein. Die Protagonistin, immer nur Daskind genannt, ohne Namen, erstickt unter den Zuschreibungen:

> «Hat keinen Namen, Daskind. Darf nicht heissen. Darf niemals heissen, denn dann könnte keine der Frauen im Dorf, der danach zumute ist, Daskind Kleinerbub nennen oder Frecherfratz, zärtlich, gierig. Oder Saumädchen, Hürchen oder Drecki-

33 Mehr 1981, 5.

> gerbalg, wenn Daskind Bedürfnisse hat. Wer sagt schon Saumarie, Hurenvreni, Dreckrosi. Gewiss könnte man das sagen, aber es ist zu aufwendig, zu umständlich, sich des Namens des Kindes zu erinnern.»[34]

Wie Berni Oberholzer, wie Ludwig und Johannes ist Daskind da, damit die anderen mit ihm machen können, was sie wollen. Im literarischen Universum von Mariella Mehr ist es die katholische Kirche, die den ungeliebten, elternlosen Kindern Angst und überwältigende Schuldgefühle einjagt; niemals, lernen die Protagonistinnen, können sie so, wie sie sind, erlöst werden. So bleibt dem Kind nichts anderes, als sich hinauszuträumen in die Rolle einer Frau, die zurückschlägt: «Denkt daran, es einmal anders zu haben. Träumt vom Zuschlagen, vom verstohlenen, vorsichtigen, bescheidenen. Fast ein Glück.»[35]

Wie die Sprache der Unterdrücker sich im verzweifelten Kampf des Kindes in eine Sprache des Widerstands, eine zwar grausame, blutige, aber eine mit Flügeln, verwandelt, lässt sich in einer Szene nachvollziehen. Daskind, heisst es im Dorf, sei ein Werwolf. Da kann nur ein Exorzismus helfen. Das ganze Dorf fiebert mit. Anstatt zu zerbrechen, bricht der Wille zum Widerstand nur umso wilder auf:

> «Zorn packt das geschlagene Kind. Sehen die Augen durch schwarze Wimpern eingegittertes Rot. Ein Feuerstrom durchfährt die Fingerspitzen. Ein Flattern tief in den Eingeweiden. Dann bricht Daskind aus. Prügelt sich durch den gottverordneten schwarzen Schlamm, vorbei an den verzückten Gottesanbetern. Die am Kind zerren. Es bändigen. Dankbare Zeugen sind des kindlichen Wütens. Halleluja, schrillt's aus frommen Mündern, Halleluja und Grosser Gott, wir loben dich, jetzt, wo Daskind, das Hergelaufene, bald eines von ihnen sein wird. Wieder und wieder zwingen sie Daskind auf die steinernen Fliesen von Gottes Altar. Jubeln ob der Kraft des Guten in ihren Fäusten.»[36]

34 Mehr 2017, 9.
35 Mehr 2017, 13.
36 Mehr 2017, 115.

Das «Glück» des Zuschlagens ist ein Glück des radikalen Sprechens. Die gestammelten Worte werden zu Axthieben, das Schreien wird rhythmisch, wird Musik. Im zweiten Band der Trilogie, *Brandzauber*, macht Anna – auch sie war als Jenische früh von ihren Eltern getrennt und in Anstalten versorgt worden – Kunst. Sie tötet Tiere; sie tötet ihre Banknachbarin aus Rache, ihre beste Freundin, um sie von ihren Qualen zu erlösen. Alle unterzieht sie seltsamen Ritualen und arrangiert sie zu grausigen Kunstwerken. Äusserlich hat Anna, eine Frau im mittleren Alter, ihren Platz in der Gesellschaft gefunden, als Pflegerin in einem Kurhotel. Doch von den Qualen, die sie erlitten hat, kann sie keine vergessen; alles ist immer da. Mariella Mehr löst schreibend den Fluss der Zeit auf in eine Gleichzeitigkeit des Schmerzes, dessen Anna nur für Augenblicke Herrin werden kann, indem sie tötet und aus den toten Körpern, dem (Sprach-)Material ihrer Unterdrückung und dem Müll ihrer Kindheit kunstvolle Kompositionen macht. Diese makabren Heiligenbilder begleiten sie auf Schritt und Tritt:

> «Und plötzlich lag der Lüster auf dem Mädchen, das noch am Morgen die Schulbank mit Anna geteilt hatte. Spätnachmittagslicht verlieh dem ungewöhnlichen Arrangement etwas Unwirkliches. Das Gesicht des Mädchens war blutüberströmt, Kristalltränen lagen kranzförmig um ihren Kopf. Ein Heiligenschein, an dem sich das Licht brach.»[37]

Ausbrechen, Schreien, Zurückschlagen – das sind die wichtigsten Motive in literarischen Texten über Menschen, die ohne Gerichtsverfahren weggesperrt wurden. Oft beginnen die Geschichten in der Kindheit oder in der Jugend und schreiben sich in die Tradition des Entwicklungsromans ein. Denn immer, selbst in Mariella Mehrs Welt aus dunkel glühenden Bildern von Gewalt, erkämpfen sich die Autorinnen und Autoren einen Weg in die Freiheit der Kunst. Wenn sie erzählen, wie sie ihre eigene Stimme gefunden haben, wie sie gelernt haben, ihrem

37 Mehr 2017, 263.

Schmerz eine Sprache zu geben, geht damit immer auch eine Analyse des Systems einher, das solches Unrecht möglich macht. Ein solches System wiederum kann nur funktionieren, wenn die Mehrheit mitmacht oder zumindest darauf verzichtet, Fragen zu stellen. Das Erzählen, das Schreiben wird zu einem Raum der Freiheit – auch für die Leserinnen und Leser, die sich, von den Lektüren verstört und aufgerüttelt, vielleicht ein Paar solcher Ohren wachsen lassen, wie sie Glauser seinem Wachtmeister Studer gegeben hat.

Literaturverzeichnis

Primärliteratur

Dreier Friedrich, *Hungrig, ungeliebt und misshandelt: ich war ein Verdingkind*, mit einem Vorwort von Thomas Huonker, Zürich, Orell Füssli, 2017.

Glauser Friedrich, *Der Chinese*, Zürich, Arche Verlag, 1989.

Gotthelf Jeremias, *Der Bauernspiegel*, Zürich, Rentsch, 1986.

Honegger Arthur, *Die Fertigmacher*, Zürich, Benziger, 1974.

Kottmann Evelyna, *Kreuz Teufels Luder*, Zürich, Limmat Verlag, 2015.

Loosli Carl Albert, *Administrativjustiz*, Werke Band 2, hg. Fredi Lerch, Zürich, Rotpunktverlag, 2007.

Mehr Mariella, *Daskind; Brandzauber; Angeklagt; Romantrilogie*, Zürich, Limmat Verlag, 2017.

Mehr Mariella, *Steinzeit*, Bern, Zytglogge, 1981.

Mehr Mariella, *Widerworte: Geschichten, Gedichte, Reden, Reportagen*, hg. Christa Baumberger und Nina Debrunner, Zürich, Limmat Verlag, 2017.

Schaffner Jakob, *Johannes: Roman einer Jugend*, Zürich, Nagel & Kimche, 2005.

Spyri Johanna, *Heidis Lehr- und Wanderjahre*, Zürich, Diogenes, 2000.

Spyri Johanna, *Heidi kann brauchen, was es gelernt hat*, Zürich, Diogenes, 1984.

Steiner Jörg, *Strafarbeit*, Olten, Walter, 1962.

Sekundärliteratur

Caduff Corina, Amrein Ursula (Hrsg.), *Figuren des Fremden in der Schweizer Literatur*, Zürich, Limmat Verlag, 1997.

Foucault Michel, *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit*, Band 1, Frankfurt am Main, Suhrkamp, 1983.

Foucault Michel, *Überwachen und Strafen: Die Geburt des Gefängnisses*, Frankfurt am Main, Suhrkamp, 1995.

von Matt Beatrice, «Mit poetischer und anarchischer Wucht. Nachruf auf Jörg Steiner», *Neue Zürcher Zeitung*, 22. 1. 2013, www.nzz.ch/feuilleton/mit-poetischer-und-anarchischer-wucht-1.17953127, consulté le 20. 11. 2018.

von Matt Peter, «Jörg Steiner und die Leere zwischen den Dingen. Eine Andeutung zum Roman Weissenbach und die anderen», in von Matt Peter, *Das Kalb vor der Gotthardpost: zur Literatur und Politik der Schweiz*, München, Hanser, 2012, 328–335.

Pletscher Marianne, «Die Kraft aus Wut und Schmerz», *Sternstunde Kunst*, Schweizer Radio und Fernsehen SRF, 26. 7. 2007, www.srf.ch/kultur/literatur/mariella-mehr-gibt-misshandelten-frauen-eine-stimme, konsultiert am 20. 11. 2018.

«Also zu jener Zeit, da fragte man uns nicht um unsere Meinung. Wir hatten nichts zu sagen. Wir hatten nicht das Recht, auch nur irgendetwas einzufordern. Ich glaube, wenn sie ein wenig Psychologie gehabt hätten und wenn sie uns gefragt hätten, was wir eigentlich vom Leben wollten, was unser Verhalten zu bedeuten habe, vielleicht wären wir dann nicht in diesen Gefängnissen geblieben. Man hätte uns geholfen, uns zu entwickeln, etwas Interessantes zu machen, man hätte uns unterstützt, wie man das heutzutage macht, und etwas mehr Interesse für uns gezeigt. Ich denke, das wäre vielleicht eine Lösung gewesen.»
Marianne Steiner

Hinter den Kulissen des Films *Expertengespräche. Administrative Versorgungen und Wege der Rehabilitierung*. Schauen Sie den ganzen Film auf der Website der UEK: www.uek-av.ch/film.

AUF DER EXPO 64 GIBT ES

Marilou Rytz

Die Armee.
Schweizer Lebensart.
Stolz, sehr viel Stolz.
Fahnen von allen Gemeinden des Landes.
Restaurants, Bars, Cafés und Läden.
Discos.
Hochmut.
Einen sehr hohen Turm, so hoch wie der Eiffelturm,
meinten manche.

Einen kleinen Zug, der fährt auf nur einer Schiene, einen Zug,
der schwebt. Er fährt nicht weit.
Einen gewaltigen Gulliver. Und uns Liliputaner.
Verachtung für die Kleinen.
Eine Maschine, die zu nichts nütze ist, nur schön.
Ein U-Boot. Ein richtiges U-Boot wie bei Tim und Struppi,
aber nicht in Haifischform. Am Ende wird es versinken.
Und ich freue mich.
Ich freue mich, denn auf die Expo 64 gehe ich nicht. Ich bin da
nicht repräsentiert, zu dieser Schweiz dort gehöre ich nicht.
Eine Postkartenschweiz, eine Schweiz aus Berg und See,
modern und jahrhundertealt.
Eine Schweiz ohne Prostituierte, ohne Alkoholiker, ohne Armut.
Eine Schweiz ohne mich.
Mich hat man lieber ausgeschlossen, mich hat man lieber
weggesperrt. Aus Angst, ich würde das Schaufenster besudeln.
Aber ich träume von dieser Expo. Ich träume davon hinzugehen:
Der Armee ins Gesicht spucken.
Der sogenannten Schweizer Lebensart draufkotzen.
Vom Turm herunterbrüllen.

In ihrer Bar einen heben und ihre Selbstdarstellerei kaputtmachen.
Gulliver besiegen und den Liliputanern zum Sieg verhelfen.
Die Fahne meiner Gemeinde finden. Die mich zur Welt gebracht hat. Und dann verstossen.
Anzünden. Ja, meine Gemeinde anzünden. Ich gehe meine Gemeinde anzünden und schaue mir an, wie sie abfackelt.
Und dann die daneben. Und die daneben. Und ich schaue zu, wie die ganze Schweiz in Flammen steht.

Ich bin von einem Dokumentarfilm über die Expo 64 ausgegangen, um aufzulisten, was dort war. Und um darüber nachzudenken, was nicht da war. Die Schweiz, die wir zeigen, und die, die wir verstecken. Der Blick derer, die wir verstecken, auf das, was wir ausstellen.

EIN MITTAGSSONNENSTRAHL

Ed Wige

Sie funkelte in ihrer orangen Gummischürze, wenn sie uns die Mittagsration ausgab. Ich habe ihren Namen nicht gleich erfahren. Im Alltag sagte sie kein Wort und wir sprachen uns nie an. Die Ordensfrauen spähten. Jeden Tag, ausser Sonntag, näherte ich mich ihr mit meinem Essgeschirr und senkte den Kopf, der Anblick hätte meine Augen geblendet. Hatte ich meine Portion bekommen und war ein paar Schritte entfernt, erlaubte ich mir wieder, sie anzublicken.

Ich stand morgens leichter auf, weil ich wusste, dass sie da ist. Übrigens wusste man nie, wann der Arbeitstag zu Ende sein würde. Es gab keine festen Stundenpläne. Wir standen bei Morgenröte auf, zwischen vier und fünf, gingen auf die Felder und arbeiteten bis Sonnenuntergang. Es gab zwar mittwochs auch ein bisschen Unterricht sowie die religiöse Unterweisung durch den Anstaltsgeistlichen, aber im Grunde sollte uns einfach die Erde zu Männern machen. Wir pflügten, um Busse zu tun. Wofür genau? Manche wussten es, andere nicht. Was ich dagegen sicher wusste, war, dass ich sie am Mittag wiedersehen würde.

Nach einem Jahr hinterliess ich auf meinem blitzblanken Geschirr eine Papierblume, nur für sie. Und dann, ein paar Tage darauf, schrieb ich in eine weitere Blume: Wie heisst du? Tags darauf, ich ging gerade mit meinem Geschirr an ihr vorbei, steckte sie mir flüsternd: «Éloïse, ich heisse Éloïse.» Meine Blumen wurden mehr. Ganze Rosensträuche, die ich ihr zuhauf in mein Geschirr schmuggelte. Blumen, in denen ich ihr sagte, wie schön sie sei. Dass sie, nein, ihre Tugend nicht eingebüsst habe. Und dass sie nicht in die Hölle komme. Dass ich, wenn sie nur wolle, um ihre

Hand anhalten würde, sobald wir hier raus wären. Und jeden Tag liess sie mir zwischen Geschirrklappern heimlich ein paar Sätze der Erwiderung zukommen.

Und dann war sie eines Tages nicht mehr da. Éloïse war nicht mehr da. Wo sie war, wusste ich nicht. Sie war durch eine andere Insassin ersetzt worden, die den Blick auf ihre Schuhe geheftet hielt. Wich sie auch nur das kleinste bisschen davon ab, rief die Ordensfrau ermahnend, sie solle sich konzentrieren. Keine Sonne mehr, kein Lächeln, die Zukunftspläne dahin. Und ich war machtlos. Mir blieben nur noch die Erde und ihre Felder. Die mir in keiner Weise weiterhalfen, als ich schliesslich rauskam. Éloïse dagegen habe ich wiedergetroffen. Und geheiratet.

Dieser Text ist inspiriert vom Bericht *Entre productivité et resocialisation. Le travail des personnes en internement administratif dans les Établissement pénitentiaires de Bellechasse (1916–1981)*: www.uek-av.ch/heiniger.

NACH HAUSE

Marilou Rytz

«Sie können gehen.»
«Sie sind frei.»
Frei wovon? Frei, wieso? Wieso jetzt?
Ich glaubte, alles zu verlieren, als ihr mich holen kamt. Als meine Eltern mich verleugneten. Ich hätte was-auch-immer gegeben, um raus zu können. Um frei zu sein, wie ihr es nennt. Die ersten Monate habe ich gehasst. Die Ziellosigkeit. Das Unwissen.
So viel Zeit zum Totschlagen. So viel Zeit zum Versauern.
Ich bin verkümmert. Habe nichts mehr zu mir genommen.
Alles probiert.

Und aufgegeben.
Habe mich ergeben.
Der Arbeit. Ihrem höllischen Rhythmus. Ihrer bedrängenden Nähe zu den anderen. Ich habe diese Arbeit lieben gelernt. So repetitiv sie auch ist. So erschöpfend. Ich habe diesen Rhythmus lieben gelernt. Integriert. Akzeptiert. Habe diese beklemmende Nähe lieben gelernt. Denn in dieser unheimlichen Nähe lernt man das Zusammenleben. Wir sind doch eine Familie. Von Parasiten, von Abschaum. Eine Familie. Ich habe beschlossen, ich will weiter. Will einwilligen. Einwilligen, so zu leben. Ich habe mich hinter den Gitterstäben konstruiert. Habe Kraft gefunden in der Wut. Habe in der Not Schwestern gefunden. Im Leid Hoffnung.
Ich habe mein Leben wieder aufgebaut mit dem, was ich gefunden habe.
Und jetzt nehmt ihr mir selbst das noch.
«Sie können gehen.» «Sie sind frei.»
Ich habe nichts mehr. Ich werde verschmäht. Bin fort von meinen Liebsten.
Niemanden habe ich mehr.

Nichts mehr.
Nichts.
Den Himmel.
Die Strasse.
Eine zu grosse Welt.
Ich will mein Bett wiederhaben. Ich will meine Arbeit wiederhaben. Meine Familie.
Lasst mich ausruhen. Lasst mich rein.
Wir wissen doch alle, dass ich wiederkomme.
Ich habe kein Zuhause.
Ich komme wieder.
Nach Hause.

Einige Gefangene sagen, sie könnten nicht mehr rauskommen. Sie haben nichts wiederzufinden, niemanden, der auf sie wartet. Das Gefängnis ist ihre Welt geworden. Ich habe mir gedacht, dass dasselbe für administrativ Versorgte gelten könnte.

«Gut, ich denke, dass all die verschiedenen Personen, die in Bezug auf all diese Dinge aus der Vergangenheit, die administrativen Versorgungen und anderes, befragt und interviewt wurden – ich denke, das ist sehr wichtig. Denn das Erforschen, das Nachfragen, das Erhalten von Antworten, jedenfalls Teile von Antworten, können uns vorantreiben. Und das kann dann zu Veränderungen führen. Ich hoffe es auf jeden Fall.»
Patrick Plancherel

Hinter den Kulissen des Films *Expertengespräche. Administrative Versorgungen und Wege der Rehabilitierung*. Schauen Sie den ganzen Film auf der Website der UEK: www.uek-av.ch/film.

FAZIT – AM TISCH

Joséphine Métraux
Vermittlung UEK

Die Forschungsarbeit der UEK vermitteln, so lautete der Auftrag ans Vermittlungsteam Anfang 2016. Doch was bedeutet Vermittlung? Wie vermittelt man ein Forschungsprojekt, das eine hohe politische und gesellschaftliche Relevanz hat? Ein Projekt, das von Menschen begleitet wird, deren Schicksale von der Forschung untersucht werden – von denen aber jede und jeder mehr ist, als was ihr oder sein Leben in historischen Quellen an Spuren hinterlassen hat?

Vermittlung ist zum einen die vereinfachte Darstellung von komplexen Inhalten. Im Kern verbindet sie Sprache und Form, um diese Inhalte zu transportieren. Vermittlung kann aber ebenfalls im Sinn einer Mediation verstanden werden: Sie ebnet den Weg, baut Hürden ab, die sich zwischen einem interessierten Menschen und der Forschungsarbeit befinden. So legt sie Sachverhalte offen, schafft Transparenz und sensibilisiert. Und: Vermittlung hat immer mit heute zu tun.

Das klingt nun alles ziemlich abstrakt. Lassen Sie uns Ihnen dazu eine Geschichte erzählen:

Am Tisch

Wir sitzen alle um den gleichen Tisch: die Historikerin, die Betroffene, der Nachbar und ich. Niemand scheint sich gross darüber zu wundern, wie diese Runde zustande gekommen ist. Wir sitzen also da und schweigen. Alle warten darauf, dass ich das Gespräch eröffne. Die Betroffene hat Zettel vor sich auf dem Tisch liegen, auf denen sie all das aufgeschrieben hat, was sie uns mitteilen will. Sie rief mich vorher ein paar Mal an, um mich darüber zu informieren. Die Historikerin schaut verstohlen auf ihr Handy. Der Nachbar zupft nervös an seinem Hemd. Die Situation ist ihm etwas unangenehm. Ich weiss nicht, wie ich das Gespräch eröffnen soll.

«Wir sind Opfer des Systems», sagt die Betroffene. Der Nachbar nickt. Die Historikerin blickt auf. Ich sage nichts. «Das System, in dem die Ärmsten kaum Überlebenschancen haben. In dem die Ärmsten an den Rand der Gesellschaft gedrängt und schliesslich ausgeschlossen werden.» «Der Rand der Gesellschaft», wiederholt die Historikerin: «Es ist interessant, welche Legitimationsprozesse den sozialen Ausschluss begünstigt haben.» «Wie meinen Sie das?», fragt der Nachbar. «Wer definiert den Rand? Wer entscheidet, wer dazugehören darf und wer nicht? Das ist die Frage. Der Rand ist das äussere Ende der Gesellschaft. Was kommt danach? Nichts. Am Rande leben bedeutet, keinen Anteil zu haben an dem, was sich im Zentrum abspielt. Aber hat die Gesellschaft eine Mitte? Sie sind immer Teil der Gesellschaft, auch wenn Sie benachteiligt sind. Zudem muss man sich die Frage stellen: Was bedeutet ‹Gesellschaft›?», sagt sie und zeichnet Anführungszeichen in die Luft. «Welches Verständnis von Gesellschaft haben wir? Wie kann es sein, dass gewisse Menschen Teil des Ganzen sein können und doch davon ausgegrenzt werden?» Der Nachbar nickt, aber ich bin mir nicht ganz sicher, ob er versteht, was die

Historikerin damit sagen will. Oder vielleicht möchte er ihr auch nicht widersprechen. Die intellektuelle Autorität hält auch an unserem Tisch Einzug.

Ich habe immer noch nichts gesagt. Die Betroffene ordnet ihre Zettel und scheint unzufrieden. «Rand oder nicht Rand, ist doch egal», meint sie. «Wir durften auf jeden Fall nicht dazugehören. Weil wir anders waren. Weil man uns vorgeworfen hat, der Gesellschaft Schaden zuzufügen. Also lieber einzelne Menschen kaputtmachen. Lieber das Leben einzelner Menschen gefährden als akzeptieren, dass es verschiedene Lebensformen gibt. Ruhe und Ordnung. Oder wie Sie dem auch sagen wollen.» Der Nachbar blickt in die Runde und scheint etwas sagen zu wollen. Er lässt es sein. Ich schweige.

Mir will der Einstieg in dieses Gespräch nicht gelingen. Ich habe diese drei Menschen an einen Tisch gebeten, um ein paar grundsätzliche Dinge zu klären. Ich möchte eine Brücke bauen zwischen der Historikerin und der Betroffenen. Weil ich die Erwartungen der Betroffenen an die Historikerin wahrnehme. Weil ich hoffe, sie würde verstehen, dass die Arbeit der Historikerin ihrer persönlichen Biografie nicht restlos entsprechen kann, da sie versuchen muss, eine Vielzahl individueller Geschichten in einen grösseren Zusammenhang zu stellen und in einer wissenschaftlichen Erzählung zu bündeln. Ich erhoffe mir, dass die Historikerin der Betroffenen all dies erklärt. Dass ihre Absichten gar nicht so anders sind, nämlich: Auch sie will diese Geschichte erzählen und dazu beitragen, dass sie in der Öffentlichkeit bekannt wird. Dass Begegnungen wie diese, in denen sie in direkten Kontakt mit Zeitzeuginnen und Zeitzeugen tritt, an ihre Menschlichkeit appellieren und sie mit neuem Blick und neuen Fragen zu ihrer Forschung zurückkehren lassen. Aber dass sie dabei die Methoden und Grundsätze ihres Berufs respektieren muss.

Ich habe für diese Situation auch einen Satz vorbereitet, der stichwortartig vor mir in einem Notizbuch steht. Etwa so klingt er

in meinem Kopf: «Wissen Sie, vielleicht schafft diese allgemeine Geschichtserzählung den Boden für Ihre ganz persönliche Geschichte. Wie wenn in den Filmen ‹nach einer wahren Begebenheit› steht. Dann stelle ich mir immer vor, wie ein Raunen durch die Zuschauer geht. Man schaut anders, wenn man weiss, dass sich das Drehbuch auf eine Geschichte stützt, die sich tatsächlich zugetragen hat. Irgendwann, irgendwo. Man wird Ihnen glauben. Man wird Ihre persönliche Geschichte damit in Verbindung bringen können.» Ich hoffe, dadurch verständlich zu machen, dass beide Geschichten ihren Platz haben, die persönliche der Betroffenen und die wissenschaftliche der Historikerin. Dass sie keine Konkurrenz sind, sondern ganz einfach zwei sich ergänzende Arten, ein Phänomen zu beschreiben.

Ich hoffe, dass auch der Nachbar mit diesem Tischgespräch seine Meinung reflektiert und denkt: «Ah – so habe ich mir das noch gar nie überlegt.» Ich wollte den Gedanken vermitteln, dass es in der Gesellschaft immer Hierarchien gibt, weil wir den Drang haben, Kategorien von Menschen zu bilden und nicht allen die gleichen Rechte zuzugestehen. Auch in der Schweiz.

Gedankenversunken, wie ich war, habe ich dem Gespräch gar nicht mehr richtig zugehört. Ich habe das Gefühl, dass all diese Begegnungen ähnlich verlaufen, die Aussagen gleich bleiben. – Ich reisse mich zusammen und versuche mich wieder zu konzentrieren. Was ich dann höre, lässt mich staunen. Vor mir sitzen nicht mehr die Historikerin, die Betroffene und der Nachbar, die auf meine Ansage warten. Vor mir sitzen drei Menschen, die sich unterhalten. Über alltägliche Dinge sprechen, die alle etwas angehen. Mal ernst, mal lustig, mal nachdenklich. Die Themen werden andere. Und mit jedem neuen Thema nehmen meine Tischnachbarn eine neue Rolle an. Ich höre, wie die Betroffene zur Expertin wird, die Historikerin zur Nachbarin. Der Nachbar, der bisher nichts gesagt hat, packt aus und erzählt aus seinem Leben. Ich habe ihn immer als langweilig und kleinkariert

wahrgenommen und dabei vergessen, dass er ja auch eine Geschichte hat. Ich bin in meine eigene Klischeefalle getappt und selbst zum Klischee geworden.

Habe ich also mein Ziel erreicht? Ohne grosse Worte, ohne überhaupt ein Wort gesagt zu haben? Geht es mir in dieser Tischrunde nicht einfach um Respekt voreinander, um Respekt und Verständnis? Um das Verständnis dafür, dass wir alle eine verschiedene Sicht auf die gleichen Fragen haben? Und dass es so in Ordnung ist? Dass die Vielfalt an unterschiedlichen Perspektiven sogar wertvoll ist?

Wir sitzen alle am gleichen Tisch. Wir haben alle unsere Rolle. Die Betroffene will ihre Rechte und ihre Geschichte verteidigen. Die Historikerin ihre Forschung. Der Nachbar ist als Aussenstehender eingeladen, weil ich ihn als Mitglied unserer Gesellschaft für solche Themen sensibilisieren möchte. Jede Person hat ihre Rolle. Zu Recht.

Und meine Rolle? Ich habe lange darüber nachgedacht. Habe mir im Vorfeld vorgestellt, wie es wäre, diese Menschen an einen Tisch zu bringen. Von diesem Austausch erhoffe ich mir, dass die Rollen als solche erkannt werden. Dass sie sich ergänzen. Sie als Rollen wahrzunehmen heisst, dass die Menschen, die sich dahinter verstecken, auch andere Rollen übernehmen können. Je nach Kontext, je nach Gesprächsthema, ja vielleicht je nach Tageszeit. Hinter jeder Rolle lugt ein Mensch hervor. Wie im Theater: Stark geschminkt, laut und deutlich redend, ihre Rolle unterstreichend treten die Schauspieler auf die Bühne. Damit das Publikum sie versteht, damit es den Faden nicht verliert. Das Rollenspiel ist nötig, um die Geschichte zu erzählen. So ist es auch bei uns am Tisch. Es braucht verschiedene Rollen. Es braucht unterschiedliche Perspektiven auf die gleiche Thematik. Sie alle braucht es, damit unsere Geschichte erzählt wird. Und damit wir heute und morgen etwas damit anfangen. Damit wir uns bewusst machen, dass die Geschichte nicht vorbei ist. Einige Teile davon, zum Glück. Dass es

aber allgemeinere Fragen gibt. Dass die Fragen zu gestern auch die Fragen von heute sein können.

Das ist meine Rolle: Diese Menschen zusammenzubringen, an diesem Tisch. Mit ihnen zu reden, auch ohne Worte. Ihnen die Möglichkeit zu bieten, sich auf Augenhöhe zu begegnen. Ihnen die Werkzeuge in die Hand zu geben, damit sie ihre jeweiligen Rollen erkennen und die anderen respektieren. Sich gegenseitig Platz lassen. Meine Rolle ist es, dieses Gespräch aufzuzeichnen und die verschiedenen Perspektiven zu vermitteln. Einen offenen Tisch zu bieten, an dem alle ihre Geschichten erzählen.

Plötzlich wird es ruhiger. Die Gesprächsfäden sind zusammengelaufen, haben sich verbunden. Das Gespräch ist abgeebbt und es herrscht eine angenehme Stille. Alle schauen mich erwartungsvoll an. Warten darauf, dass ich ihnen doch noch erkläre, warum ich sie eingeladen habe. Inzwischen hat die Historikerin ihr Handy weggelegt, die Betroffene auf ihrem Zettel Zeichnungen skizziert. Der Nachbar hat sich von der Betroffenen einen Zettel ausgeliehen und ein paar Gedanken notiert. Er sitzt da und schweigt gedankenversunken. Ich hole tief Luft, lächle, lege erleichtert meine Notizen weg und beginne zu reden.

Dieses Tischgespräch hat so nicht stattgefunden. Es gibt nicht die Betroffene, die Historikerin, den Nachbarn. Die vier Menschen, die am Tisch sitzen, entspringen unserer Fantasie, sie sind Rollenfiguren, Klischees mit überzeichneten Charakterzügen. Und doch – Fiktion oder nicht –, die Gedanken der Ich-Figur sind Gedanken, die wir uns beim Vermitteln der Forschungsarbeit der UEK gemacht haben. Die Aussagen und Positionen ihrer Gesprächspartner sind uns während unserer Arbeit begegnet.

Die Forschung der UEK stets im Mittelpunkt haltend, haben wir Ihnen mit diesem Buch verschiedene Möglichkeiten angeboten, in die Thematik der administrativen Versorgungen ein-

zusteigen: Wir haben Fragen formuliert, historische Quellen präsentiert, erste Einblicke in die Forschungsresultate der UEK ermöglicht, die Präsenz der Thematik in der Literatur untersucht, Kurzgeschichten gesammelt und den Bogen ins Heute geschlagen. Den Kitt dieser Texte bilden die Aussagen von Menschen, die selbst von administrativen Versorgungen betroffen waren und die uns während des Forschungsprozesses ihr Expertenwissen zur Verfügung gestellt haben.

Auf diese Weise konnten wir die in der Einleitung beschriebenen drei Schritte tun: den Zugang zur Forschungsthematik erleichtern, den Bezug zur Gegenwart schaffen und allgemeiner darüber reden, mit einer gewissen Distanz zur Forschung selbst. Wir hoffen, bei Ihnen dadurch das Interesse für die Forschungsresultate der UEK geweckt und Sie zu einer vertieften Auseinandersetzung mit der Thematik angeregt zu haben. Wenn wir Ihnen zudem vermitteln konnten, dass es je nach Standpunkt, Rolle oder Aufgabe verschiedene, sich ergänzende Möglichkeiten gibt, über etwas zu sprechen, dann haben wir ein weiteres Ziel erreicht. Wenn wir es schliesslich geschafft haben, einen roten Faden zu spinnen, der sich von der Vergangenheit in die Gegenwart zieht und für aktuelle Fragen sensibilisiert, dann sind wir gemeinsam einen Schritt weitergekommen. Weil es bei der Vermittlung, so wie wir sie begreifen, um Verständnis geht: um das Verstehen des vermittelten Inhalts, aber auch um das Verständnis, wie und in welchem Kontext dieser Inhalt entstanden ist und welche weiterführenden Fragen er aufwirft.

BILDNACHWEIS

Album photographique de Bellechasse.
Archives de l'Etat de Fribourg (AEF), EB Div Photos 11 I, Ancienne colonie, 1948, Section V: L'ancienne colonie. La maison de rééducation au travail.

Album photographique de Bellechasse.
AEF, EB Div Photos 11 II, Album photographique de Bellechasse, 1950–1957, 16–38.

Anstaltsseelsorger Pfarrer Freimüller mit älterer, der Kamera zuwinkender Frau mit Kopftuch.
© Schocher, Staatsarchiv Aargau (StAAG), StAAG_RBA1-1_SozialesAnstalten_ArbeitserziehungsanstaltUitikon-10_ProzessFreimueller_1=1.

Schlafsaal in Bellechasse.
AEF, EB Div Photos 13, Bellechasse, Ancienne colonie, 1948, Section V: L'ancienne colonie. La maison de rééducation au travail.

Junger Mann beim Arbeiten in der Werkstatt.
© Schocher, StAAG, StAAG_RBA1-1_SozialesAnstalten_ArbeitserziehungsanstaltUitikon-10_4_1.

Ältere Frau mit Hacken und Rechen über der Schulter im Gespräch mit älterem Mann mit Hut.
© Schocher, StAAG, StAAG_RBA1-1_SozialesAnstalten_ArbeitserziehungsanstaltUitikon-10_4_1.

Zelle innen.
© Justizvollzugsanstalt (JVA) Lenzburg, Kanton Aargau, Departement Volkswirtschaft und Inneres, JVA Lenzburg.

AUTORINNEN UND AUTOREN

Für dieses Buch verantwortlich

Joséphine Métraux
studierte Zeitgeschichte mit Schwerpunkt Kulturgeschichte und Public History an den Universitäten Freiburg (Schweiz) und Berlin. Sie war wissenschaftliche Mitarbeiterin und für die Vermittlung der Arbeit der UEK Administrative Versorgungen verantwortlich.

Sofia Bischofberger
studiert Geschichte an der Universität Freiburg (Schweiz). Sie war wissenschaftliche Mitarbeiterin im Vermittlungsteam der UEK Administrative Versorgungen.

Grafisches Konzept

Luzian Meier
hat an der Hochschule der Künste Bern visuelle Kommunikation studiert. Er arbeitet in den Bereichen Grafik, Konzept und als Art-Direktor in Zürich. Gemeinsam mit dem Vermittlungsteam konzipierte und gestaltete er die Vermittlungsarbeit der UEK Administrative Versorgungen.

Mit Beiträgen von

Markus Notter | Präsident Unabhängige Expertenkommission (UEK) Administrative Versorgungen
Camille Leyvraz, Ed Wige, Eugène, Lisiane Rapin, Marilou Rytz, Sarah Marie | Schweizerisches Literaturinstitut
Christine Lötscher | Literaturwissenschaftlerin Universität Zürich/Universität Hildesheim

UNABHÄNGIGE EXPERTENKOMMISSION (UEK) ADMINISTRATIVE VERSORGUNGEN

Der Bundesrat beauftragte im Rahmen eines breiten politischen Prozesses Ende 2014 eine unabhängige Expertenkommission (UEK) mit der wissenschaftlichen Aufarbeitung der administrativen Versorgungen in der Schweiz vor 1981. Dazu gehörten insbesondere die Auseinandersetzung mit der Perspektive von Betroffenen und Opfern sowie die Analyse staatlicher Interventionen und behördlichen Handelns. Die UEK sollte dabei auch die Bezüge zu allen anderen fürsorgerischen Zwangsmassnahmen und Fremdplatzierungen berücksichtigen. Die Kommission veröffentlicht ihre Forschungsergebnisse in Form von neun Monografien sowie einem Schlussbericht zuhanden des Bundesrats.

Die gesetzliche Grundlage dieses Auftrags war zunächst das vom Parlament verabschiedete Bundesgesetz über die Rehabilitierung administrativ versorgter Menschen (*SR* 211.223.12) vom 21. März 2014. Das vom Parlament als indirekter Gegenvorschlag zur eidgenössischen Volksinitiative «Wiedergutmachung für Verdingkinder und Opfer fürsorgerischer Zwangsmassnahmen (Wiedergutmachungsinitiative)» verabschiedete Bundesgesetz über die Aufarbeitung der fürsorgerischen Zwangsmassnahmen und Fremdplatzierungen vor 1981 (AFZFG, *SR* 211.223.13) ersetzte das alte Gesetz am 30. September 2016.

Die UEK Administrative Versorgungen wurde interdisziplinär zusammengesetzt: Sie besteht aus neun Mitgliedern,

schwergewichtig Historikerinnen und Historikern, aber auch Vertreterinnen und Vertretern der Sozialwissenschaften, der Psychiatriegeschichte/Psychiatrie und der Rechtswissenschaften/Rechtsgeschichte. Über die Zusammensetzung der Kommission und die Organisation des Forschungsbetriebs gibt die Website Auskunft: www.uek-av.ch/uek.

Bei ihrer ersten Sitzung hat die Kommission den Inhalt und die Grenzen der «Unabhängigkeit» diskutiert. Die UEK hat insbesondere auf eine unabhängige Forschung geachtet und diese nach strengen wissenschaftlichen Kriterien durchgeführt. Die Unabhängigkeit ist eine grundlegende Bedingung für die Ausführung ihres Auftrags und die Legitimität ihrer Arbeit.

Für wertvolle Hinweise und Anregungen im Rahmen des Forschungsprogramms und des Forschungsdesigns dankt die Kommission: Prof. Dr. Pierre Avvanzino (École d'études sociales et pédagogiques de Lausanne), Prof. Dr. Markus Furrer (Pädagogische Hochschule Luzern), Elisabeth Keller (Eidgenössische Kommission für Frauenfragen), Dr. Gregor Spuhler (Archiv für Zeitgeschichte, ETH Zürich), Prof. Dr. Sabine Freitag (Otto-Friedrich-Universität Bamberg), Prof. Dr. Caroline McGregor (National University of Ireland, Galway), Prof. Dr. Michaela Ralser (Universität Innsbruck), Prof. Dr. Xavier Rousseaux (Université catholique de Louvain), Prof. Dr. Christian Schrapper (Universität Koblenz-Landau).

Die Kommission spricht insbesondere allen Personen ihren aufrichtigen Dank aus, die von administrativen Versorgungen und weiteren fürsorgerischen Zwangsmassnahmen betroffen waren und mit ihr im Austausch waren, die bereit waren, sich befragen zu lassen, die ihre privaten Unterlagen zur Verfügung gestellt haben und die wertvolle Hinweise zu den Forschungsarbeiten und weiteren Projekten der UEK gaben. Ihre Unterstützung war für die Arbeit der UEK grundlegend.

Unabhängige Expertenkommission (UEK)
Administrative Versorgungen

COMMISSION INDÉPENDANTE D'EXPERTS (CIE) INTERNEMENTS ADMINISTRATIFS

C'est dans le cadre d'un vaste processus politique que le Conseil fédéral, à la fin de 2014, a chargé une commission indépendante d'experts (CIE) de réaliser une étude scientifique sur la pratique de l'internement administratif en Suisse avant 1981. Concrètement, la mission de la CIE était d'écrire et d'interroger l'histoire des internements administratifs en tenant compte du point de vue des victimes et des personnes concernées, en analysant les interventions étatiques et les pratiques des autorités et en prenant en considération les rapports avec d'autres mesures de coercition à des fins d'assistance et placements extrafamiliaux. Les résultats de ses recherches sont publiés sous forme de neuf monographies et d'un rapport final à l'intention du Conseil fédéral.

La première base légale de la CIE figurait dans la Loi fédérale du 21 mars 2014 sur la réhabilitation des personnes placées par décision administrative (*RS* 211.223.12). Elle a été remplacée par la Loi fédérale du 30 septembre 2016 sur les mesures de coercition à des fins d'assistance et les placements extrafamiliaux antérieurs à 1981 (LMCFA, *RS* 211.223.13), adoptée par le Parlement en tant que contre-projet indirect à l'initiative populaire fédérale «Réparation de l'injustice faite aux enfants placés de force et aux victimes de mesures de coercition prises à des fins d'assistance (initiative sur la réparation)».

La CIE Internements administratifs a été conçue selon une approche interdisciplinaire, avec neuf membres de différents

horizons, principalement des historien·ne·s, mais aussi des représentant·e·s des sciences sociales, de la psychiatrie et de l'histoire de la psychiatrie, ainsi que du droit et de l'histoire du droit. Le site internet www.uek-av.ch/uek donne des informations sur la composition de la commission et l'organisation des recherches.

Lors de sa première réunion, la CIE a débattu du contenu et des limites de son indépendance. Elle a porté une attention particulière à assurer que ses recherches, menées selon de stricts critères scientifiques, se déroulent dans une complète indépendance. Cette indépendance était à ses yeux une condition essentielle à la réalisation de son mandat et à la légitimité de son travail.

La Commission tient à remercier les expert·e·s suivant·e·s pour leurs précieuses contributions et suggestions dans la conception du plan de recherche de la CIE et la réalisation de ses travaux: Prof. Dr. Pierre Avvanzino (École d'études sociales et pédagogiques de Lausanne), Prof. Dr. Markus Furrer (Pädagogische Hochschule Luzern), Elisabeth Keller (Commission fédérale pour les questions féminines), Dr. Gregor Spuhler (Archiv für Zeitgeschichte, ETH Zürich), Prof. Dr. Sabine Freitag (Otto-Friedrich-Universität Bamberg), Prof. Dr. Caroline McGregor (National University of Ireland, Galway), Prof. Dr. Michaela Ralser (Universität Innsbruck), Prof. Dr. Xavier Rousseaux (Université catholique de Louvain), Prof. Dr. Christian Schrapper (Universität Koblenz-Landau).

La Commission exprime tout particulièrement ses vifs remerciements aux personnes concernées par un internement administratif ou d'autres mesures de coercition à des fins d'assistance qui ont accepté de raconter leur vécu et de mettre à disposition leurs archives privées, et qui ont donné de précieuses indications sur les travaux de recherche et d'autres projets de la CIE. Sans leur soutien, la CIE n'aurait pas pu accomplir sa mission.

Commission indépendante d'experts (CIE)
Internements administratifs

COMMISSIONE PERITALE INDIPENDENTE (CPI) INTERNAMENTI AMMINISTRATIVI

Nel contesto di un vasto processo politico, alla fine del 2014 il Consiglio federale ha incaricato una commissione peritale indipendente di analizzare scientificamente gli internamenti amministrativi precedenti il 1981 in Svizzera. Il mandato prevede che nella ricostruzione storica del fenomeno sia considerato in modo particolare il punto di vista delle vittime e delle persone coinvolte come pure analizzati gli interventi statali e l'operato delle autorità. La commissione ha altresì il compito di tenere conto nella sua analisi delle altre misure coercitive a scopo assistenziale e dei collocamenti extrafamiliari, nonché dei loro legami con gli internamenti amministrativi. I risultati delle sue ricerche vengono ora pubblicati sotto forma di nove monografie e di un rapporto finale destinata al Consiglio federale.

La base legale del mandato commissionale è in origine costituita dalla Legge federale del 21 marzo 2014 concernente la riabilitazione delle persone internate sulla base di una decisione amministrativa (*RS* 211.223.12). La Legge federale sulle misure coercitive a scopo assistenziale e i collocamenti extrafamiliari prima del 1981 (LMCCE; *RS* 211.223.13), adottata dal Parlamento come controprogetto indiretto all'iniziativa popolare federale «Riparazione a favore dei bambini che hanno subito collocamenti coatti e delle vittime di misure coercitive a scopo assistenziale (Iniziativa per la riparazione)», ha sostituito la legge precedente il 30 settembre 2016.

La CPI Internamenti amministrativi ha una composizione interdisciplinare: i suoi nove membri sono principalmente storici, ma anche rappresentanti delle scienze sociali, della psichiatria e della sua storia nonché delle scienze giuridiche e della storia del diritto. La composizione della Commissione e l'organizzazione dei lavori di ricerca sono illustrate sul sito: www.uek-av.ch/uek.

Nella prima seduta, la Commissione ha discusso il concetto e i limiti della propria «indipendenza», ponendo l'accento sulla necessità di una ricerca indipendente, condotta in base a rigorosi criteri scientifici. L'indipendenza è stata ritenuta la *conditio sine qua non* per raggiungere l'obiettivo richiesto e garantirne la legittimità.

Per i preziosi suggerimenti nel quadro del suo programma di ricerca, la CPI ringrazia: prof. dr. Pierre Avvanzino (École d'études sociales et pédagogiques de Lausanne), prof. dr. Markus Furrer (Pädagogische Hochschule Luzern), Elisabeth Keller (Commissione federale per le questioni femminili), dr. Gregor Spuhler (Archiv für Zeitgeschichte, ETH Zürich), prof. dr. Sabine Freitag (Otto-Friedrich-Universität Bamberg), prof. dr. Caroline McGregor (National University of Ireland, Galway), prof. dr. Michaela Ralser (Universität Innsbruck), prof. dr. Xavier Rousseaux (Université catholique de Louvain), prof. dr. Christian Schrapper (Universität Koblenz-Landau).

La Commissione esprime in particolare i propri sentiti ringraziamenti a tutte le persone che, interessate dagli internamenti amministrativi e da altre misure coercitive a scopo assistenziale, hanno acconsentito a farsi intervistare e hanno messo a disposizione i loro documenti privati, fornendo preziosi spunti per i lavori di ricerca e altri progetti commissionali. Il loro sostegno è stato essenziale per il lavoro della CPI.

Commissione peritale indipendente (CPI)
Internamenti amministrativi

IMPRESSUM

Mitglieder der Unabhängigen Expertenkommission (UEK)
Administrative Versorgungen

Markus Notter (Präsident), Altregierungsrat des Kantons Zürich, Jurist
Jacques Gasser, Chef du Département de psychiatrie du Centre hospitalier universitaire vaudois, psychiatre
Beat Gnädinger, Staatsarchivar des Kantons Zürich, Historiker
Lukas Gschwend, Professor für Rechtsgeschichte, Rechtssoziologie und Strafrecht, Universität St. Gallen
Gisela Hauss, Professorin Soziale Arbeit, Fachhochschule Nordwestschweiz
Thomas Huonker, selbständiger Historiker, Zürich
Martin Lengwiler (Vizepräsident), Professor für Neuere Allgemeine Geschichte, Universität Basel
Anne-Françoise Praz (vice-présidente), Professeure en histoire contemporaine, Université de Fribourg
Loretta Seglias, selbständige Historikerin, Wädenswil

www.uek-administrative-versorgungen.ch

Herausgegeben von der Unabhängigen Expertenkommission (UEK)
Administrative Versorgungen

Generalsekretariat
Elie Burgos
Sara Zimmermann

Assistenz
Núria Gysin

Grafische Gestaltung Umschlag und Inhalt
Luzian Meier (www.luzianmeier.ch)

Fotografie Buchumschlag
Jos Schmid (www.josschmid.com)

www.chronos-verlag.ch
www.alphil.com
www.edizionicasagrande.com

© 2019 Chronos Verlag, Zürich
ISBN 978-3-0340-1512-7 (Chronos Verlag, Zürich)
ISBN 978-2-88930-254-3 (Éditions Alphil, Neuchâtel)
ISBN 978-88-7713-836-1 (Edizioni Casagrande, Bellinzona)
E-Book (PDF): DOI 10.33057/chronos.1512

Veröffentlichungen der
Unabhängigen Expertenkommission (UEK)
Administrative Versorgungen

Publications de la
Commission indépendante d'experts (CIE)
Internements administratifs

Pubblicazioni della
Commissione peritale indipendente (CPI)
Internamenti amministrativi

VOL. 1

Ruth Ammann, Thomas Huonker,
Jos Schmid (Fotografien)

Gesichter der administrativen Versorgung

Porträts von Betroffenen

Visages de l'internement administratif

Portraits de personnes concernées

Volti dell'internamento amministrativo

Ritratti di persone internate

ISBN 978-3-0340-1511-0 Chronos
ISBN 978-2-88930-253-6 Alphil
ISBN 978-88-7713-834-7 Casagrande
März 2019. CHF 48 / EUR 48

VOL. 2 A

Joséphine Métraux, Sofia Bischofberger,
Luzian Meier

Fragen zu gestern sind Fragen von heute

Einblicke in die administrative Versorgung

ISBN 978-3-0340-1512-7 Chronos
ISBN 978-2-88930-254-3 Alphil
ISBN 978-88-7713-836-1 Casagrande
Mai 2019. CHF 38 / EUR 38

VOL. 2 B

Joséphine Métraux, Sofia Bischofberger,
Luzian Meier

Les questions sur le passé sont des questions du présent

Aperçus de l'internement administratif

ISBN 978-3-0340-1526-4 Chronos
ISBN 978-2-88930-265-9 Alphil
ISBN 978-88-7713-841-5 Casagrande
Mai 2019. CHF 38 / EUR 38

VOL. 3

Christel Gumy, Sybille Knecht,
Ludovic Maugué, Noemi Dissler,
Nicole Gönitzer

Des lois d'exception?

Légitimation et délégitimation
de l'internement administratif

Sondergesetze?

Legitimierung und Delegitimierung
der administrativen Versorgung

ISBN 978-3-0340-1513-4 Chronos
ISBN 978-2-88930-255-0 Alphil
ISBN 978-88-7713-838-5 Casagrande
Mai 2019. CHF 48 / EUR 48

VOL. 4

Anne-Françoise Praz, Lorraine Odier,
Thomas Huonker, Laura Schneider,
Marco Nardone

«… je vous fais une lettre»

Retrouver dans les archives la parole et
le vécu des personnes internées

Die Stimme der internierten Personen
in den Archiven

Ritrovare negli archivi le parole e il vissuto
delle persone internate

ISBN 978-3-0340-1514-1 Chronos
ISBN 978-2-88930-256-7 Alphil
ISBN 978-88-7713-835-4 Casagrande
Mai 2019. CHF 48 / EUR 48

VOL. 5

Ruth Ammann, Alfred Schwendener

«Zwangslagenleben»

Biografien von ehemals administrativ versorgten Menschen

ISBN 978-3-0340-1515-8 Chronos
ISBN 978-2-88930-257-4 Alphil
ISBN 978-88-7713-837-8 Casagrande
Mai 2019. CHF 38 / EUR 38

VOL. 6

Ernst Guggisberg, Marco Dal Molin

«Zehntausende»

Zahlen zur administrativen Versorgung und zur Anstaltslandschaft

ISBN 978-3-0340-1516-5 Chronos
ISBN 978-2-88930-258-1 Alphil
ISBN 978-88-7713-839-2 Casagrande
Mai 2019. CHF 38 / EUR 38

VOL. 7

Rahel Bühler, Sara Galle, Flavia Grossmann, Matthieu Lavoyer, Michael Mülli, Emmanuel Neuhaus, Nadja Ramsauer

Ordnung, Moral und Zwang

Administrative Versorgungen und Behördenpraxis

Ordre, morale et contrainte

Internements administratifs et pratique des autorités

ISBN 978-3-0340-1517-2 Chronos
ISBN 978-2-88930-259-8 Alphil
ISBN 978-88-7713-840-8 Casagrande
Juli 2019. CHF 58 / EUR 58

VOL. 8

Loretta Seglias, Kevin Heiniger, Vanessa Bignasca, Mirjam Häsler Kristmann, Alix Heiniger, Deborah Morat, Noemi Dissler

Alltag unter Zwang

Zwischen Anstaltsinternierung und Entlassung

Un quotidien sous contrainte

De l'internement à la libération

Vivere sotto costrizione

Dall'internamento in istituto alla liberazione

ISBN 978-3-0340-1518-9 Chronos
ISBN 978-2-88930-260-4 Alphil
ISBN 978-88-7713-842-2 Casagrande
Juli 2019. CHF 68 / EUR 68

VOL. 9

Thomas Huonker, Lorraine Odier, Anne-Françoise Praz, Marco Nardone, Laura Schneider

«… so wird man ins Loch geworfen»

Quellen zur Geschichte der administrativen Versorgung

Histoire de l'internement administratif: sources

Storia dell'internamento amministrativo: fonti

ISBN 978-3-0340-1519-6 Chronos
ISBN 978-2-88930-261-1 Alphil
ISBN 978-88-7713-844-6 Casagrande
Juli 2019. CHF 38 / EUR 38

VOL. 10 A

Urs Germann, Lorraine Odier

Synthesebericht

ISBN 978-3-0340-1520-2 Chronos
September 2019. CHF 38 / EUR 38

VOL. 10 B

Rapport de synthèse

ISBN 978-2-88930-262-8 Alphil
September 2019. CHF 38 / EUR 38

VOL. 10 C

Rapporto di sintesi

ISBN 978-88-7713-846-0 Casagrande
September 2019. CHF 38 / EUR 38

VOL. 10 D

Synthesis Report

ISBN 978-3-0340-1529-5 Chronos
September 2019. E-Book (PDF)